



Berlin, den 11. April 1905.

Ostern.

Sell brannten die Kerzen im Kirchenschiff; und in der ehrbaren Kahlheit des Raumes konnte der Blick die Köpfe der versammelten Schaar deutlich unterscheiden. Nicht in allzu dichtem Drang saß die Gemeinde. Viele Frauen, viel halbwüchsiges Volk, die Männer in der Minderheit; neben Weißbärten korrekte Herren, die sich steif hielten wie beim Parademarsch und ein Glas auf die Nase oder ins Auge klemmten, um von der schwarzen Tafel abzulesen, welche Stelle im Gesangbuch aufzuschlagen sei. Eine militärfromme Gemeinde; über die weißlich getünchten Wände huscht kein mystischer Schatten. Mit militärischer Knappheit sprach auch der Prediger auf der Kanzel; eindringlich, klar, manchmal in scharfem Kommandoton. Ein Wenig verschnupft, so daß er sich von Zeit zu Zeit unterbrechen und schnäuzen mußte; dann dröhnte das Gemöbel, die Bänke verschoben sich und durch die Reihe der am Palmsonntag konfirmirten Mägdlein schlüpfte ein Richern. Abendgottesdienst am Grünen Donnerstag. Also Pauli erste Epistel an die Korinther; 11, 23 bis 32. „Denn der Herr Jesus nahm in der Nacht, da er verrathen ward, das Brot, dankte, brach es und sprach: Nehmet! Eßet! Das ist mein Leib, der für Euch zerbrochen wird. Solches thuet zu meinem Gedächtniß.“ Nahm den Kelch nach dem Abendmahl und sprach: Dieser Kelch ist das Neue Testament in meinem Blut. Solches thut, so oft Ihr trinket, zu meinem Gedächtniß.“ Der Mann im schwarzen Talar predigte einen strengen Herrn. Wehe Dem, so da unwürdig isset und trinket! Schuldig ist er an Jesu Leib und Blut. Wehe den Schläfern! Richten wird der Herr, richten und züchtigen. Ins milde Morgen-

land that sich der Sehnsucht des Auges kein Spältchen auf, kein ekstatisches Schluchzen, kein Stammeln Heil suchender Inbrunst freute mit fernem Echo wonniger Schmerzen das Ohr. Des Predigers Wort wandte sich an die Vernunft der Hörer. Töne aus Schleiermachers aufgeklärter Welt, aus einer Lehre, die zwischen Doketen und Ebioniten, zwischen Mythos und rationalistischer Auslegung sich den rechten Weg bahnen wollte; nur härter klang Alles, strenger und immer lehrte die Warnung wieder, vom Überwitz modischen Unglaubens sich nicht in die Irre locken zu lassen. Die einzelnen Theile der Rede paßten nicht ganz genau zu einander. Auf allerlei Einwände gegen die Theophanie folgte der fast heftig hervorgehobene Satz: „Und wie unser König und Kaiser in seinem herrlichen Glaubensbekenntniß jüngst gesagt hat, er könne keine Gemeinschaft mit Einem haben, der die Gottheit Christi nicht anerkennt, so sollet auch Ihr nichts gemein haben mit Zweiflern und Haarspaltern und Solchen, die sich spreizen mit Menschenwissen, und sollet niemals vergessen, daß Ihr als tapfere Kriegsknechte in den alten Kampf des Glaubens gegen den Unglauben gesandt seid.“ Kein Widerhall kam von den Bänken; gleichmüthig nahm die Preußengemeinde sanfte und schroffe Sätze der verständigen und verständlichen Predigt hin. So war es ja immer; immer sang man auch ein paar Verse und ging dann nach Hause. An der Thür wird das Feiertagsprogramm und der Nachbarnklatsch betuschelt. „Wir wollen nach Schandau.“ „Ob man noch früh genug kommt, um die Neunte zu hören?“ „Die da links vorn mit der Spitzenschleife. Meine Kleine kam während des Konfirmandenunterrichtes öfters ins Haus. Ja, sie soll sehr resolut sein und den Herrn Pastor gut im Zug haben.“ Draußen, in den Vorgärtchen, strecken die dicken, hellgrünen Kastanienknospen sich steif wie Baumfergen in die Nachtluft. Wagen rollen, Automobile rasseln vorbei, vom Stadtbahndamm her pufstets und stöhnt, der Wind brummt in den Telephondrähten und unter den Rädern der elektrischen Bahnen knistern blaue Funken auf. Leise rieselt der Venzregen nieder und langsam erlischt hinter den Kirchenfenstern das Licht . . . Das selbe Wetter, das selbe Frühlingsdunkel wie vor einem Jahr im mailänder Dom. Da wars Morgen gewesen. Kaum konnte man die Konturen des steinernen Viktor Emanuel erkennen, der gegen das Kirchthor ansprengt; sein Pferd bäumt sich, als schauderte es vor dem marmornen Wunderbau, und der Reiter mit dem schwammigen Troßkopf greift jäh in die Zügel und scheint zu rufen: Halt! An diesen Mauern brechen wir Beide den Hals. Im Dunkel erspäht man nach und nach die Geste und denkt alter Kämpfe stolzer Könige gegen unzerstörbare Priestermacht. Auch drinnen ist nicht sehr hell.

Von den sechstausend Bildern ist nicht viel zu sehen; doch man fühlt die schwere gothische Pracht und von den Mauern, den Pfeilern und Tabernakeln weht auch auf den unfrohen Beschauer andächtige Mythenstimmung herab. Im Querbau hemmen hohe Holzgerüste den Schritt: Niemand achtet ihrer. Zwei junge Kleriker hängen sich mit aller Kraft, daß ihnen die Halsadern schwellen, an die Stollenstränge: Niemand kümmert sich um ihr Thun. Ein rasches Kommen und Gehen. Krämer, fette Bankiers, Arbeiter, Höferrinnen, schlechte Frauenzimmer, die vom Nachtdienst heimkehren, Austräger, Fabrikmädchen, Bettler. Das kniet irgendwo, betet, bekreuzt sich und eilt weiter, — in die Frohn, aus Geschäft, ins Alltagselend. Das hat doch fünf Minuten, zehn, im Märchenpalast alten Glaubens verlebt und schreitet zuversichtlicher nun in graue Gewöhnung zurück. Vierschrötige Lombarden sieht man, doch auch feierlich düstere Weiber, die Cimabues Pinsel geschaffen haben könnten; unter heiteren Stirnen leuchtet wie aus den lieblichen Ekstasen des Fra Angelico; und die stämmige Frau im Rattunrock, die mit gefalteten Händen und steilem Blick zu dem Gnadenbild emporschaut, gleicht aufs Haar fast der viterbischen Madonna Sebastianos del Piombo. Dem Träumer bevölkern sich alle Provinzen alter und ältester Christenkunst; vor den Grabdenkmälern Caracciolos und der beiden Medici, vor den Elfenbeinreliefs und dem geschundenen Apostel Bartholomäus wacht tausendfaches Erinnern aus langem Schlaf auf. Morgen ist; draußen und in uns; und über ein lenzlich sprossendes Phantastereich breitet der Bronzeleuchter sieben mächtige Arme. Aus Winkeln und Gräften murmelt, ächzt und lallt; und Alles übersummen verwehte Klänge aus liturgischem Sang. Vor dem Geschundenen kniet ein Klosterschüler und scheint ganz in Andacht versunken. Da und dort drängt ein Häuflein sich in Hast zum Graduale, lauscht auf die eintönigen Sänge des Priesters, der im Messgewand aufrecht am Lesepult steht, und läßt sich den Weihetisch reichen. Wie ein Massenfeuer, eines mächtigen Fittigpaares Rauschen schwirren die Responsorien auf und ab. Zwei Bübchen, die aus Giotto's Visionen herabgestiegen sein könnten, schleppen eine Riesenbibel; im dünnen Chorhemd ist den seligen Knaben heiß geworden und aus den schwarzen Locken rinnt über Stirn und Wangen. Warm wird, im dunkelsten Theil des Domes, auch den Beichtvätern in ihren Stühlen. Der sähert sich mit einem gefalteten Papier. Ein Zweiter preßt das Taschentuch vor Augen und Nase — vielleicht strömen aus des Beichtkinds Athem nicht die Wohlgerüche Arabiens — und enthüllt nur einen breiten Mund mit dicken, im Aufmerken vorgeschobenen Lippen. Ein Dritter verschwindet

ganz hinter dem Vorhang; nur eine Hand hängt heraus, eine weiche, fettige Hand, die sich ballt und wieder streckt, als wollte sie jetzt zermalmen und segnend sich jetzt über ein Sünderhaupt spreiten. Und an den Stühlen knien, neben den Stühlen harren die Gläubigen, Männer und Weiber, Alte und Junge, harren in zager Unrast und stehen entlastet, getrübet auf. Keine Predigt, nichts, was verständig zum Verstande spricht, kein Kompromiß mit wechselnden Modewünschen. Hier wird den Sinnen gegeben, was der Sinne ist. Hier findet der Ärmste den Pomp und die Kunst der Fürstapaläste, die ihm gesperrt sind, hier labt auch ihn der farbige Abglanz hoher Kultur. Wann er will, wie er will, geht Jeder ein und aus und Niemand fragt ihn nach Stand und Geschäft. Nicht auf starke Individualität, auf persönliches Wirken wird hier gerechnet; der fehlbare, fleckige Mensch kriecht nicht mit ins Priesterkleid und nicht nach menschlichen Maßen späht der Blick des Frommen, der auf das Gesumm des Priesters lauscht, mit gieriger Lippe sich an den Heilskelch tastet, mit fremden und dennoch gewohnten Lauten in den Messgesang einstimmt. In der römischen wie in der griechischen Katholizität: auch der vornehmste Russe beugt am Altar das Haupt vor dem Popen, den er gestern im Worttausch durch den Straßenkoth taumeln sah. So wars seit Jahrhunderten und so soll es bleiben. In der Kathedrale ist Heiliges Land und von den hier Heimischen fällt Schuld und Schmach der Zeitlichkeit wie Schlacke von edlem Gestein. Hüllenlos, waffenlos schleichen gläubige Herzen hinein; am Kirchthor wartet, mit Umhang, Galoschen und Schirm, Ruhme Vernunft.

In die Preußenkirche folgt sie dem Glauben, glockt, durch Hornbrille, Kneifer, Monocle, auf die schwarzweiße Anzeigetafel, schlägt das Gesangbuch auf, umschnüffelt den Rand des Trostkelches, prüft mit Zunge und Zahn Alter und Herkunft des Weihgebäckes und wispert in die Rede des Pastors ihre Lantenbedenken hinein. Der herrscht sie an, daß sie sich ängstlich wegduckt, und bringt sie auf die Dauer doch nicht zum Schweigen. Mein Gott, grinst sie, man macht es ja mit, weil sichs so gehört und dem Volk die Religion erhalten werden muß; aber glauben? Mit Maß, hochwürdiger Herr Pfarrer, und, bitte, je nach Bildungsgrad und Gesellschastrang. Fühlt sie sich stark, im engen Kreis privilegirter Klassengenossen, dann brüstet sie sich wohl auch mit Straußens stolzer Weisheit: „Wenn wir nicht Ausflüchte suchen, nicht drehen und deuteln wollen, wenn wir Ja Ja und Nein Nein bleiben lassen, kurz, wenn wir als ehrliche, aufrichtige Menschen sprechen wollen, so müssen wir bekennen: Wir sind keine Christen mehr.“ Steckt den Straußenkopf dann aber gleich wieder in den Sand, wähnt sich unsicht-

bar und schlüpft an Feiertag und Trauertagen flink in die Sakristei. So froh redet sie öffentlich schon lange nicht mehr wie einst aus dem Munde des großen Frig, der höchstens auf dem Theater noch „einige Bruchstücke von der Geschichte des vorgeblichen Erlösers dulden“ wollte und wüthend wurde, weil Voltaire vom Gott-Menschen gesprochen hatte; unwürdig, zankte er, sei des Philosophen solcher Ton und die Sache kindisch gewordener Schwäher, alten Böbelirrhum nachzubeten. Vängst hat Vernunft sich auf ihre sittsame Tantenpflicht besonnen. Da unten ist's fürchterlich; da triibelt's und wibelt's und will herauf, zerrt an Altardecken und Gardinen, möchte in andert-halb Stunden die Welt enträthseln und die Plunderbleibsel kosmosophischer Schleier zerzupfen. Also schützen, was irgend zu schützen ist, halten, was noch zu halten ist, — um Gottes willen! Gott wird zur festen Burg, in deren Mauern Kastenrechte und Geldschränke vor schwieligen Fäusten sicher sind, zum höchsten Hüter der Staatsordnung, die auf goldenen Quadern ruht. Ohne Gott geht es nicht; wir brauchen ihn, „zumal für unsere Kinder“ (und Kinder sind alle an Gut und Geist Armen); werfen wir ihn über Bord, dann zerfällt die Arche auf klippigem Grund. Doch ein von modernem Erkenntniß-vermögen halbwegs unansehtbarer Gott muß es sein. Die ganze Christo-logie darf man Germanen des zwanzigsten Jahrhunderts nicht mehr zu-muthen; sogar gegen den Jesus der Synoptiker sträuben sich Viele schon. Wir haben doch die Naturgesetze erforscht und können mit der Gottlosigkeit nicht so leicht fertig werden wie Fenelon mit dem Pantheismus Spinozas. Daß Jungfrauen gebären und Tote ohne Wundenmal auferstehen, glaubt die Masse nicht mehr; und der straussische Rabbi kann uns nicht nützen. Den glauben viel-leicht auch die holländischen Arbeiter, die jetzt den Verkehr sperren, dem Bactrog entlaufen und das Reich der Reichen aushungern möchten, auf daß es in seiner Noth ihnen bessere Lebensbedingungen gewähre. Da sieht mans so recht: wenn die Leute noch überzeugt wären, daß die herrschende Rechtsordnung von Gott gewollt ist, wagten sie gewiß nicht so fruchtlosen Frevel. Verschont uns, um des Himmels willen, mit dem allzu menschenähnlichen Proletariet-heitand, der uralte Eschandalarachsucht zum Sieg führt; gebt uns einen brauch-baren Gott, einen wirklichen, der lebt, aber auch leben läßt und mit dem man Geschäfte machen kann. Ein schlimmer Frühling. Dicht prasseln, in Regen-strähnen und Hagelschauern, Skrupel und Zweifel hernieder und schon will Ruhme Vernunft in den dunkelsten Dom zurückfriecken. Da spannt der gelehrte Herr Darnack den Schirm auf; und siehe: kein Wolkendünstchen, kein Körnlein tröpfelt hindurch. Ein mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteter Glaube ist

hier im Trocknen. Wollt Ihr den Menschen Jesus, so habt ihn; und wollt Ihr, so gleich auch den Gott. „Gott-Menschheit ist im Sinn des alten Dogmas die einzig korrekte Formel“. Uns aber taugt am Besten „das paulinische Wort: Gott war in Christus“. Ueberglücklich trägt Tante Vernunft das Wort heim. Und der Professor ruft ihr noch nach, „schon sei die Zeit im Anzug, in der sich die evangelischen Christen auf dem Bekenntniß zu Jesus Christus als dem Herrn und in dem Entschluß, seinem Wort zu folgen, aufrichtig die Hand reichen werden, und unsere katholischen Brüder werden dann folgen müssen“. Das wird ein herrlicher Tag. Dann braucht der im Glauben starke Graf Limburg-Stirum ob der Verderbniß unserer gottlosen Zeit das Musterchristenhaupt nicht fürder zu schütteln. Dann wird die „Solidarität aller konservativen Interessen“ nach langer Wartezeit endlich wahr: das Centrum zerbröckelt und die katholischen Brüder beten an Luthers Familientisch.

Wenn sieß nun aber nicht thun, dem neuen Melanchthon (so nennt Herr Schmolzer den Kollegen Harnack) zu Liebe so wenig wie einst dem alten Funder der loci communes, dessen schlaffe Schmiegsamkeit dem Lutherthum die Jugendkraft brach? Wenn sie auf den Lockruf antworten: Uns ist unter den Spitzhürmen und Wölbungen alter Dome ganz wohl zu Muth? Da fehlt nie uns der Trost. Da wird nicht mehr von uns gefordert, als wir zu leisten vermögen. Da suchen und finden wir die Agenten, die unsere Rechnung mit Gott ins Reine bringen. Da ist der Sig der gewerkschaftlichen und politischen Organisation unserer Glaubensinteressen. Ehe wir zu Euch kommen, wollen wir abwarten, wie Ihrß anstellt, dem Wort Jesu Christi zu folgen und dennoch Kriege zu führen, Länder zu erobern, Staaten zu gründen, Sklaven zu halten, Handel zu treiben, den Nächsten übers Ohr zu hauen, zehn, zwanzig Röcke ins Spind zu hängen, indessen Hunderttausenden der Wind durch die Lumpen pfeift, und in so widerchristlichem Thun Schätze zu häufen, die von Rost und Motten gefressen werden. Noch neiden wir Eure Herrlichkeit nicht; denn wir fröden in Euren kalten Mauern und nennen, mit Eurem Heiligen Schopenhauer, die Vernünftler, die für Euch das Wort führen, „ehrliche Leute, jedoch platte Gesellen, die vom tiefen Sinn des neutestamentlichen Mythos keine Ahnung haben und nicht über den jüdischen Optimismus hinaus können, als welcher ihnen faßlich ist und zusagt.“ Protestiren könnt Ihr, sonst nichts; und weil Ihr Protestanten wart und seid, leben wir frisch und stark: denn nie wart Ihr Weisen goethisch weise genug, aus vollen Bechern die Christenmenschheit ihren Irrthum ausschöpfen zu lassen. Lebt und protestirt weiter: und unsere Vitalität wird mit jedem neuen Mond wachsen . . . Wenn die katholischen Brüder so sprächen: was dann?

Dann müßte Einer aufstehen und sagen, was in seiner Nähe Vielen ein Uergerniß ist. Recht habt Ihr, müßte er sprechen, daß Ihr im ehrwürdig Warmen bleibt, Recht fast in jeglichem Wort. Gar gering ist unsere Werbekraft; und sie wird nicht wachsen, denn unser Glaube ruht im schlechten Wurzelboden einer Negation. Wir sind, in der Polis, in Handel und Wandel, nicht evangelische Christen und möchtens doch scheinen. Unser Lehrgewand schmiegt sich stets wechselndem Bedürfniß nicht so polytrop an wie Cures, ward auch nicht von so kundiger Hand für Menschenschwachheit, Menschenbequemlichkeit zugeschnitten. Da wir der Vernunft die Kirchenthür aufthaten, schlüpfte ihr kritischer Drang mit hinein; und nicht uns ziemt es nun, ihn mit Häfcherstricken festzuschnüüren. Ihr dürft geringer als den Frommen den Ungläubigen schätzen; wir aber dürfen nicht: denn er ist auf unserem Wege nur weiter vorwärts geschritten als wir. Unfruchtbar war, ist und wird sein all unser Mühen, Mythenglauben und Naturerkenntniß zu vermählen; nutzlos war, ist und wird sein das hohle, zerbrechliche Holzgebälk, womit der Staat die ihm wohlgefällige Religion furchtsam zu stützen sucht. Bleibt in Euren Domen, bei altem Pomp und alter Kunst, bei Monstranz und Beichte. Wir geben den hunderttausendfach mißglückten Versuch auf, mit Euch um die Wette zu werben. Wir bauen kein neues Haus, stellen uns verwohnte nicht einmal ein neues Dogmengerüst, von dem aus geschickte Hände die nachgedunkelte Decke übermalen, in den Mauern die Risse überkalken könnten. Wozu? Laßt Jeden seines Glaubens Schrein selbst fügen, selbst ihm sicheren Unterstand finden. Wir erharren nicht einen Messias, flehen nicht den Untergang unserer Welt herbei und können deshalb den nazarenischen Pessimismus nicht brauchen, der das Leben verneint. Den Aufrichtigsten noch ist er nicht viel mehr als fromme Lüge. Wie könnte auch unserem ungeheuer gesteigerten Vorstellungsvermögen, den apperzipirenden und assoziirenden Kräften erwachsener Europäer genügen, was vor neunzehnhundert Jahren eine winzige Schaar weltflüchtiger Asiaten quidte? Die brauchte einen neuen Gott, als Konkurrenten Jahwes und Jupiters. Die mußte ihren Herrn von den Toten erwecken, denn ihr Messias sollte ja ewig sein und durfte durch die Grablammer nur in schöneres Leben schreiten. Und wir, deren Vatererbe und deren Kinderland von dieser Welt ist, die heiteren Auges nie einen lieben Leib der Erde, den Flammen übergeben, als habe das wahre Leben jetzt erst für ihn an, — wir sollten Märchen spalten und Traditionen aufstünchen, um uns einen Heiland nach der Mode zu retten? Fragen, ob er vom Heiligen Geist gezeugt, von der Jungfrau geboren, Gott, Gott-Mensch war, Gott in sich trug? . . Nein. Wir wollen

ihn uns bewahren, sammt all dem Wunderwesen, das ihm im Völkerglauben und Aberglauben langsam anwuchs, und dennoch Naturgesetzlichkeit und kritischs Erkennertreiben nicht abschwören. Kein Wink eines Zudengottes schuf in sechs Tagen die Welt aus dem Nichts, kein Allvater sandte den Sohn als Sühnopfer auf die sündige Erde. Auch uns aber lebt ein Schöpfer. Wie aus dem griechischen Poiein, dem Schaffen, Gestalten, mählich das Dichten ward, das Gestalten des Traumes, so wurde der Schöpfer wiederum uns zum All-dichter, die Schöpfungsgeschichte zu einem nie welkenden Kranz großer Symbole. Ehrfürchtig staunen wir die Fülle des Lebendigen an, das er in Herz und Hirn werden hieß, täglich, zu jeder Stunde, und stimmen in froher Andacht, wenn die Osternacht naht, in den Jubelchor der Erzengel ein: „Die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich, wie am ersten Tag.“

Höchstes Glück bringt uns gerade die Osterstunde. Ist nicht Alles klein, was dem Strenggläubigen da das Erinnern heraufführt? Ein allwissender Gott, der den Menschen nur spielt, der Alles voraussieht, kein Weh leidet und zwischen Schwächern lächeln kann: denn bald ist die Zeit erfüllet und er thront in der Glorie wieder neben dem Vater. Eine divina commedia nur. Und ist das Flicklwerk der Liberalen nicht düst'rig, dieses kümmerliche Rationalistenmühen, in einem wunderlosen Weltwinkel einen Gott-Menschen ans Kreuz schlagen und von den Toten erstehen zu lassen? Ihr Jesus schumpft unter das sokratische Maß. Uns aber leuchtet das Osterlicht über die grünende Flur, alle Wunder blühen uns und an keinem müssen wir mit armseligem Klüglerwitz mäkeln. Einen starken Empörergeist sehen wir, der die morsche Weltordnung umzustürzen wagt und sich mit Fug den echten Sohn seines Gottes nennen darf. Dem Kämpfer entfremdet sich die Zufallsfamilie, die Brüder, die es in Israel zu Etwas bringen möchten, bestreiten ihn, der nichts Positives leistet, Irrende, selbst ein Irrender, schmähe und die Welt harter Wirklichkeiten nicht kenne; und ein Häuflein nur hängt inbrünstig an seinem Blick. Auch unter ihnen wird Einer mindestens der Versuchung nicht widerstehen, mindestens Einer nach dem Verräther sold langen. Der Menschenfischer, der so viele Seelen zappeln und zuschnappen sah, kann nicht wähen, diesmal werde der Rödter, nur diesmal unwirksam sein. So bricht er, nach alter Gewöhnung, das Brot und schänket den Wein: Kraft und Geist gab ich Euch, theile mit Euch heute wieder, was mein ist. So läßt er sich sehen und richten, auf Judegeheiß von Römern. Den mesith, den Volksverführer, mußte Israel strafen, steinigen, wenn es ihn schuldig fand. Doch bequemer wars, den Römern die Last zuzuschieben; und der Sklaventod am Kreuz fügte zur Qual noch die Schande.

Auf schwachen Schultern schleppte er selbst sein Kreuz eine lange Strecke auf dem Weg nach Golgathas Höhe. Gepeitscht hatten sie ihn und den komischen König der Juden gehöhnt; jetzt spien sie ihn an, durchstachen mit spitzen Nägeln das Fleisch, mit Dornen die bleiche Stirn und ließen ihn zwischen zwei röchelnden Schufsten verschmachten. Still litt er, mußte er leiden. Denn nur gelebtes, nicht gelehrtcs Heldenthum wirkt lange nach. Menschliches aber ist auch dem tapfersten Menschen nicht fremd. Den Durst bekennet er, saugt mit lechzender Lippe an dem in die posca, das Essigwasser der Kriegsknechte, getauchten Schwamm und höhnt unter Martern auf: Warum wichest Du von mir, Herr, mein Gott? Warum säumst Du, aus unerträglicher Noth mich auf Deinen Thronszu rufen? ... Spricht so ein Gott? Dem wäre Alles Schein nur und Spiel. Dessen Wunsch wäre höchstens, ein gutes Beispiel zu geben. Der empfände nicht Dornen noch Nägel, nicht die Stockung des Blutumlaufer noch die Erstarrung der Glieder. Ein Mensch hängt am Kreuz. Einer, dessen Zunge ein zweischneidiges Schwert gewesen war und so lind wieder doch wie ein Rosenblatt aus dem Paradies. Einer, der seine Lehre bis ans schmerzliche Ende leben und beweisen wollte, wie ruhigen Sinnes der Erdverächter durch läuterndes Leid in die Strahlen der Ewigkeit schreitet. Ein Mensch hing am Kreuz; in der Osterfrühe erstand ein Gott von den Toten. Ein Gott wird geboren, wenn ein hoch über die Sinnenwelt hinausreichender Gedanke den heißen, leidenschaftlich bewegten Schoß über Menschenkraft starker Liebe befruchtet. Der aus Grabesnacht dem Glauben erstand, war unsterblich; und Unsterbliche nennt die Kindersprache der Mythen Götter.

Achtzehnhundertundsiebzig Jahre gingen, seit der Rabbi den Menschentod starb; nach dem Gesetz; denn er rief zum Bruch des Gesetzes. Achtzehnhundertundsiebzig Jahre lebt nun im Glauben der Gott. In seinem Namen sind tausend Opfer geschlachtet, abertausend denkende Menschen gemartert worden, weil sie, wie er, sich nicht ins Joch alter Satzungen krümmen wollten. Sie verbluteten, doch all ihr Lebenssaft vermochte die Kluft noch nicht zu füllen, die zwischen Galiläerlehre und Europäerleben sich dräuend aufgethan hatte. Wer wagt, über alten Christologiewust, über den Feuerchenpfuf neuer, lahmer Pelagianer hinweg, den Sprung ins Poetenland großer Wundersymbole? Da ist kein gothischer Dom, nicht hoher Kunstkultur farbigcr Abglanz; aber auch keine Gotteslaserne. Da schafft Jeder aus eigenem Geist seinen Gott, bestimmt Jeder selbst sich die Osterstunde. Und wo keine Kirche ragt, braucht Ruhme Vernunft nicht schlotternd am Thor zu warten.

Chateaubriand.

Dies Student habe ich im *Génie du Christianisme* gelesen, ohne eine Erinnerung davon zu behalten; dann mich an der Rußf der Sprache Anlaß, den Szenarien und der Leidenschaftlichkeit dieser romantischen Novelle berauscht. Jetzt erst verdanke ich der Anregung, die mir das Buch der Lady Blennerhasset*) gab, die Bekanntschaft mit dem Autor. Ich habe den *Génie* und die zweite Hälfte der *Mémoires d'Outre-Tombe* (von 1815 an; die erste Hälfte konnte ich nicht bekommen) durchgelesen und war erstaunt und entzückt, eine so bedeutende und liebenswürdige Persönlichkeit kennen zu lernen und solche Gedankenfülle zu finden.

Wie viele heutige Menschen mögen wohl wissen, daß Chateaubriand eine große politische Rolle gespielt hat und eine noch größere spielen würde, wenn nicht die Vorsehung in ihrer Güte und Weisheit dafür gesorgt hätte, daß gleich den meisten organischen auch die Staatsmänner- und Feldherrnkeime in einen Boden fallen, der ihnen das Aufgehen wehrt? „Mein spanischer Krieg (der Krieg, durch den 1823 Frankreich den von den Exaltados verjagten König Ferdinand den Siebenten wieder einsetzte) war ein gigantisches Unternehmen. Zum ersten Mal brannte die Legitimität unter der weißen Fahne Pulver ab; ihren ersten Kanonenschuß ließ sie ertönen nach all den Kanonenschüssen des Kaiserreiches, die noch die entfernteste Nachwelt vernehmen wird. Mit einem Schritt ganz Spanien zwischen die Beine nehmen, Erfolge erringen auf dem Boden, wo die Armeen des Eroberers Niederlagen erlitten hatten, in sechs Monaten vollbringen (hier vergißt der phantastische Diplomat, daß er nicht selbst an der Spitze der französischen Armee marschierte, was Napoleon, wenn auch nicht in Spanien, gewöhnlich that), was Jener in sieben Jahren nicht fertig brachte: wer hätte sich Dessen erlaubt!“ Freilich habe ihm dieser Erfolg nichts als Bermüschungen und die königliche Ungnade eingetragen, denn der Krieg sei nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa höchst unpopulär gewesen. Es war ihm nicht um den elenden und mit Recht verhassten spanischen Bourbon zu thun, als er auf dem Kongreß zu Verona mit Hilfe des Kaisers Alexander gegen Canning und Metternich die Intervention durchsetzte. Er wollte das Prinzip der Legitimität stärken, die Kraft des wiederhergestellten Königthumes beweisen, die Geister vom inneren Gezänk auf auswärtige Unternehmungen ablenken, die in Parteien gespaltenen Franzosen im Feldlager einigen; und

*) Weltgeschichte in Charakterbildern, herausgegeben von Franz Kampers, Sebastian Merkle und Martin Spahn. Fünfte Abtheilung: Die neueste Zeit. Chateaubriand von Charlotte Lady Blennerhasset, geb. Gräfin von Seyden. Mit 60 Abbildungen. Mainz, Franz Kirchheim, 1903.

er wollte noch Größeres. „Wenn mich nicht blinde Parteipolitiker beseitigt hätten, würde ich den Lauf unserer Geschichte geändert haben. Frankreich hätte seine alten Grenzen (er meint die Rheingrenze) wiederbekommen, das Gleichgewicht Europas wäre wiederhergestellt worden; der erwordene Kriegsrühm hätte der Restauration eine lange Lebensdauer gesichert.“ Nach der Julirevolution gesteht er, daß seine Politik nur mit dem Legimitätsprinzip durchgeführt werden konnte, daß dieses aber für immer tot sei und daß sich die Bourbonen durch ihre Unfähigkeit unmöglich gemacht hätten. Aber auch so, bei der Herrschaft der neuen Ideen, würde er sich im Stande fühlen, seinem Vaterlande zu nützen, wenn es ihn als Staatsmann möchte. „Ich würde nicht mehr nach den Dynastien fragen, sondern nur noch die Bundesgenossenschaft der Völker suchen, so unsicher die auch bei der Unberechenbarkeit der Volksstimmungen sein mag. Ich würde den Franzosen sagen: Ihr habt den alten bequemen Weg verlassen und einen neuen Pfad eingeschlagen, der an Abgründen hinführt. Gut: erkennen wir seine Wunder und seine Gefahren! Neuerungen, Unternehmungen, Entbedungen sind fortan unser Theil. Vorwärts! Und bedarf es der Waffen: mögen sie uns günstig sein! Wo ist was Neues los? Im Orient! Auf nach dem Orient! Wo immer Muth und Intelligenz gefordert werden, dort müssen wir sein. Bleiben wir an der Spitze der großen Bewegung! Lassen wir keine Nation uns überflügeln! Möge das französische Banner allen anderen voranwehen in diesem neuen Kreuzzug, wie es einst zuerst am Grabe Christi ankam! Nicht länger würden wir demüthig unsere Nachbarn um die Erlaubniß bitten, leben zu dürfen. Und da wir neue Sonnen suchen (er denkt an die Eroberung von Algier), so würde ich ihrem Glanz entgegenzueilen und den natürlichen Aufgang der Morgenröthe nicht abwarten. Gebe der Himmel, daß diese industriellen Interessen, in denen wir ein neues Glück finden sollen, Niemand enttäuschen, daß sie sich so fruchtbar für die Civilisation erweisen wie die moralischen Interessen, von denen die jetzt zusammenbrechende Welt ausgegangen ist! Die Zeit wird lehren, ob sie nicht am Ende unfruchtbare Träume von Geistern sind, die sich nicht über die materielle Welt zu erheben vermögen. Was mich betrifft: obwohl der Untergang der Legimität meine politische Laufbahn geschlossen hat, so gehören meine Herzenswünsche Frankreich, wie auch die Mächte heißen mögen, die es sich in seiner unbefonnenen Laune zu Gebietern wählt.“ Die europäische Lage beurtheilte er stets vollkommen richtig. Er trat für die Griechen in ihrem Befreiungskampf ein und sagte, die Türken civilisiren wollen, hieße, Europa barbarisiren; ein Volk, das die Sklaverei und die Polygamie als gesetzliche Institutionen anerkenne, müsse in die mongolische Steppe zurückgejagt werden. Oesterreich und England seien in der orientalischen Frage natürliche Bundesgenossen; Frankreich müsse Schiedsrichter sein und für

Rußland entscheiden; Preußen, dessen Königsstuhl durch Familienbände eng an Rußland gefesselt sei, werde sich diesen beiden Mächten anschließen. Er rühmt sich, daß sich seine Depeschen, seine Denkschriften, seine Unterredungen mit Staatsmännern und Souverainen durch den Blick in die Tiefe und in die Weite durchaus von dem im jämmerlichen Kreis der persönlichen Intrigue sich drehenden gewöhnlichen Diplomateneschwätz unterscheiden. Er erkennt, daß der Einigungdrang der deutschen und der italienischen Nation unweiderstehlich und ihm gegenüber Metternichs Politik ohnmächtig ist, und er sagt in einem Bericht über den Zustand Italiens, was die Kabinete für individuelle Verschwörungen hielten, sei nichts Anderes als die Entwicklung der Civilisation. Als Botschafter in Rom sagt er Leo dem Zwölften in einer Audienz: „An der schwierigen Stellung des Klerus in Frankreich sind seine eigenen Mißgriffe schuld. Statt die neuen Einrichtungen zu stützen oder wenigstens über die eingetretene Veränderung zu schweigen, hat er sie öffentlich getadelt. Die Gottlosigkeit, die dem Lebenswandel der Geistlichen nichts vorzuwerfen fand, hat sich an ihre Worte gehalten und eine Waffe daraus geschmiedet. Sie hat die Ueberzeugung verbreitet, daß sich der Katholizismus mit der bürgerlichen Freiheit nicht vertrage und daß die Priester die Todfeinde der Verfassung seien. Bei entgegengesetztem Verhalten würden unsere Geistlichen von der Nation Alles erlangt haben, was sie wünschen. Frankreich hat einen reichen Fonds von Religiosität und möchte die Leiden der großen Umwälzung am Fuß der Altäre vergessen; aber es hängt auch mit ganzer Seele an seiner Verfassung. Es läßt sich gar nicht berechnen, welchen Grad von Macht der Klerus erlangt haben würde, wenn er sich als den Freund des Königs und zugleich als den der Verfassung bewährt hätte. Ich habe diese Politik unablässig gepredigt; aber von der Leidenschaft des Augenblicks hingerissen, wollte mich der Klerus nicht hören und hielt mich für seinen Feind.“

Man hat Chateaubriand als einen in der Politik nicht ernst zu nehmenden Romantiker hingestellt, weil er für den legitimen König und für die Verfassung zugleich gekämpft hat. Aber war nicht auch Bismarck verfassungstreu, wenn er auch nicht gerade so wie Chateaubriand für Pressfreiheit schwärmte? Dieser hat die Bemühungen aller kontinentalen Regierungen, den Gedankenaustausch zu hindern, energisch bekämpft und, wie sich gebührt, verspottet. „Die Könige bilden sich ein, ihre Throne vor der Gedankenbewegung mit Schildwachen sichern zu können. Sie stellen den gefährlichen Grundsägen des Auslandes Steckbriefe aus und verordnen, daß sie nicht über die Grenze gelassen werden. Um sie einzufangen, vermehren sie die Zahl der Zollwächter, der Gendarmen und der Polizeispione, verstärken sie die militärischen Besatzungen. Aber die Ideen spazieren nicht zu Fuß herum; sie fliegen in der

Luft; man athmet sie ein. Die absoluten Monarchen sind inkonsequent, wenn sie die Geister auf dem Niveau der politischen Dogmen des sechzehnten Jahrhunderts festhalten wollen, zugleich aber Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphenleitungen bauen. Ihre Praxis widerspricht ihrer Theorie. Die Industrie läßt sich nicht von der Freiheit trennen; man hat nur die Wahl, ob man Beide zulassen oder Beide im Keim erstickn will.“ Allerdings glaubt er, die neue Freiheit werde nicht fortbestehen können ohne die Religion. Er sieht in der Schweiz eine halbnaakte Tagelöhnerin neben der Lugenstutische eines reichen Vergnügungsreisenden. Solche Vermögensunterschiede, meint er, begründen das Recht auf Revolution. Nur Unwissenheit könne dem Armen dieses Recht verbergen, nur die Religion ihn hindern, es geltend zu machen. „Es giebt Mütter, die ihre hungernden Kleinen vergebens an ihre ausgetrockneten Brüste legen. Es giebt Familien, deren Glieder sich nachts zu einem Klumpen zusammenballen müssen, weil sie keine Decke haben, sich zu wärmen. Der Eine sieht seinen Weizen in zahllosen Furchen reifen, der Andere hat nichts als die sechs Schuh Erde, die man seiner Leiche bewilligt. In dem Maße, wie die Schulbildung in die unteren Klassen hinabsteigt, enthüllt sich ihnen die geheime Wunde der heutigen Gesellschaft. Versucht es, die aristokratischen Fiktionen aufrecht zu erhalten, wenn der Arme den selben Unterricht empfangen haben wird wie Ihr, wenn er lesen kann, aber den Glauben verloren hat! Versucht es, ihn zu überreden, daß er verpflichtet sei, sich allen Entbehrungen zu unterwerfen, während sein Nachbar tausendmal mehr besitzt, als er braucht! Zuletzt wird Euch nichts übrig bleiben, als den aufgeklärten Armen totzuschlagen. Wenn die Dampfmaschine ihre höchste Vollendung erreicht, wenn sie, der Eisenbahn und dem Telegraphen gefellt, die Entfernungen vernichtet haben wird, dann werden mit den Waaren auch die Ideen ungehindert reifen.“ Dieser Gedankengang ist heute der Reaktion so geläufig wie der Sozialdemokratie; die Erfahrung hat uns jedoch gelehrt, daß jener in den Völkern selbst, in ihren materiellen Interessen, in ihren Sympathien und Antipathien, Bundesgenossen erstehen, deren sich vor siebenzig Jahren keine der beiden Parteien versehen konnte.

Den mit der industriellen Entwicklung am Horizont aufsteigenden nivellirenden Sozialismus kritisiert er mit den uns heute geläufigen Gründen, aber in seiner eigenthümlichen Sprache. Wie schön diese Sprache ist, auch wenn er nicht die Ufer des Mississippi oder die Schmerzen von Liebe siecher Jünglinge schildert, möchte ich denen, die ihn nur als Dichter kennen, an einer Probe zeigen. Die augenblickliche Modenartheit, schreibt er, wolle alle Menschen gleich machen, so daß es dann eigentlich nur einen Menschen in Millionen Exemplaren geben würde. Damit würde aber der geistige Inhalt des Lebens vernichtet, der jedem Einzelnen aus seinen besonderen eigenthüm-

lichen Verhältnissen und Beziehungen, zum Beispiel aus der Bindung an seine Heimath, erwachse.

N'y avait-il rien dans la vie d'autrefois, rien dans cet espace borné que vous aperceviez de votre fenêtre encadrée de lierre? Au delà de votre horizon vous soupçonniez des pays inconnus dont vous parlait à peine l'oiseau de passage, seul voyageur que vous aviez vu à l'automne. C'était bonheur de songer que les collines qui vous environnaient ne disparaîtraient pas à vos yeux; qu'elles renfermeraient vos amitiés et vos amours; que le gémissement de la nuit autour de votre asile serait le seul bruit auquel vous vous endormiriez; que jamais la solitude de votre âme ne serait troublée, que vous y rencontreriez toujours les pensées qui vous y attendent pour reprendre avec vous leur entretien familier. Vous saviez ou vous étiez né; vous pouviez dire:

Beaux arbres qui m'avez vu naître,

Bientôt vous me verrez mourir.

L'homme n'a pas besoin de voyager pour s'agrandir; il porte avec lui l'immensité. Tel accent échappé de votre sein ne se mesure pas et trouve un écho dans des milliers d'âmes: qui n'a pas en soi cette mélodie, la demande en vain à l'univers. Asseyez-vous sur le tronc de l'arbre abattu au fond des bois: si dans l'oubli profond de vous-même, dans votre immobilité, dans votre silence, vous ne trouvez pas l'infini, il est inutile de vous égarer au rivage du Gange.

So genau wie die Gefahren des Industrialismus erkennt er die Gefahren der Pressfreiheit; aber, sagt er sich und den Anderen immer wieder, die müssen eben mit in den Kauf genommen werden. Am sechsundzwanzigsten Juli 1830 fährt er, nach der See lechzend, zur Erholung nach Dieppe. Am nächsten Tag findet er dort im Moniteur die Ordonnanz. Wieder eine Regierung, die sich von der Plattform der Notredamethürme aufs Pflaster stürzt, ruft er aus, läßt anspringen und fährt nach Paris zurück. In der Begründung der Ordonnanz frappirt ihn Zweierlei: wie richtig die Uebelstände des Zeitungswesens dargestellt werden und wie vollständig der Zustand der Gesellschaft verkannt wird. „Gewiß haben die Zeitungen seit 1814 die Minister aller Parteien schwer geärgert, gewiß strebt die Presse danach, den König und die Kammern zu unterjochen. Gewiß hat die Presse, ohne Rücksicht auf die Interessen und die Ehre Frankreichs und nur von persönlichen Leidenschaften geleitet, die Expedition nach Algier bekämpft, die Beweggründe, die Mittel, die Vorbereitungen, die Möglichkeit des Mißlingens erörtert; sie hat die geheim zu haltenden Rüstungen bekannt gemacht, den Feind über den Zustand unserer Streitkräfte unterrichtet, unsere Truppen

und Schiffe aufgezählt und zuletzt sogar die Stunde der Abfahrt angezeigt. Hätten Richelieu und Bonaparte ganz Europa Frankreich zu Füßen legen können, wenn man ihre geheimen Unterhandlungen im Voraus enthüllt und jede Etape ihrer Armeen öffentlich gemeldet hätte? All Das ist wahr; und es ist abscheulich. Aber wie es verhindern? Die Presse, diese neue Macht, ist ein Bestandtheil des heutigen Lebens geworden; sie ist das Wort in Pulverform, die geistige Elektrizität. Können Ihr sie hinwegdekretiren? Je mehr Ihr sie unterdrückt, desto mehr verstärkt Ihr ihre Spannkraft und desto heftiger wird sie explodiren. Ihr müßt Euch mit ihr einrichten, wie Ihr Euch mit der Dampfmaschine eingerichtet habt. Ihr müßt lernen, Euch ihrer zu bedienen und sie zugleich ihrer Gefährlichkeit zu entkleiden, sei es, daß man ihre Gewalt sich durch den allgemeinen Gebrauch und die Gewöhnung abschwächen läßt, sei es, daß Ihr Eure Sitten und Gesetze den Grundsätzen anbequemt, die in Zukunft herrschen werden. Gerade die Vorwürfe, die Ihr gegen sie wegen Algier erhebt, beweisen, daß sie doch in gewissen Fällen eigentlich ohnmächtig ist, denn Ihr habt ja Algier gewonnen, wie auch ich 1823 den spanischen Krieg unter dem heftigsten Feuer, das die Zeitungen auf mich richteten, durchführen ließ.“ Er erzählt, er habe 1823 dem Leiter der *Tablettes historiques*, Herrn Coste, gesagt: „Sie wissen, wie sehr ich die Pressfreiheit liebe und wie hoch ich sie schätze. Aber wie kann ich sie bei Ludwig dem Ahtzehnten vertheidigen, wenn Sie täglich das Königthum und die Religion angreifen? In Ihrem eigenen Interesse und um mir nicht die Hände zu binden, bitte ich Sie inständig: hören Sie doch endlich einmal auf, Wälle zu untergraben, die schon zu drei Viertheilen eingerissen sind und die anzugreifen ein anständiger Mensch sich eigentlich schämen müßte. Schließen wir einen Pakt! Bergreifen Sie sich nicht mehr an ein paar Greifen, denen kaum noch ihr Thron und ihr Altar Schutz gewähren! Dafür gebe ich Ihnen meine Person preis. Greifen Sie mich morgens und abends an! Sagen Sie von mir, was Sie wollen, — ich werde mich über nichts beklagen; ich werde Ihnen, wenn Sie nur den König bei Seite lassen, für Ihre gesetz- und verfassungsmäßigen Angriffe auf den Minister dankbar sein.“

Seine Anhänglichkeit an die Bourbonen und sein Legitimusmus hatten gar nichts Mystisches. Er vertheidigte die angestammte Dynastie, weil er, wie heute noch alle preussischen *professores ordinarii*, die Erbmonarchie für eine sehr nützliche Einrichtung und die tausendjährige Ehe einer Nation mit ihrem Herrscherhaus für eine Bürgschaft der Stetigkeit in der Entwicklung hielt und weil er den beiden Königen der Restauration Treue geschworen hatte. Als er 1830 von der Politik Abschied nahm — nicht, weil Louis Philippe nach der Krone gegriffen habe, sondern, weil er ein ungetreuer Vormund gewesen sei —, da sagte er, er habe den König so wenig verrathen

wollen wie die Verfassung; wenn man sich in die Einsamkeit zurückziehe, müsse man sich doppelt hüten, die Selbstachtung zu verlieren, da man ja sonst in schlechter Gesellschaft leben würde. Er war überzeugt, daß die Bourbonen ganz gut mit der Verfassung zu regiren vermocht hätten, und er gab sich vergebens Mühe, die Eigensinnigen und Beschränkten zur Verfassungstreue zu bekehren. Eine unerträgliche, unverschämte Anmaßung nannte er, daß die Minister in der Begründung der Ordonnanz behaupteten, der König stehe über dem Gesetz (*quo le roi a un pouvoir préexistant aux lois*). Nach dem Sturz der Bourbonen erkannte er an, daß sie ein Hinderniß des Kulturfortschrittes gewesen seien. Gott, meinte er, verleihe den Vertretern eines nicht mehr zeitgemäßen Prinzips Eigenschaften, die sie ins Verderben stürzten. Wenn populäre Weltgeschichten ihn zu einem Mitgliede der von der Herzogin von Berry 1832 organisirten legitimistischen Verschwörung stempeln, so widerspricht Das den Thatsachen. Er nahm die Einladung, in ihre geheime Regierung einzutreten, nicht an und rieth von dem unsinnigen Putsch entschieden ab. Aber als die unternehmungslustige Dame dann in Blaye gefangen saß, drängte er sich zu ihrer Verteidigung. Das erfordere die Ehre, meint er, und er erweise damit auch dem Vaterlande einen Dienst, denn für Frankreich sei es von Werth, daß es noch Menschen gebe, die bereit seien, sich für ideale Zwecke zu opfern. „Man sagt, ich zöge meinem Vaterlande eine Familie vor; nein, ich ziehe nur die Treue dem Weineid, die moralische Welt der materiellen Gesellschaft vor.“ Zur Regelung der Angelegenheiten der romantischen Marie Karoline, die nach der Entlassung aus der Haft mit ihrem Liebhaber Lucchesi, von dem sie ein Töchterlein empfangen hatte, nach Palermo verschwand, reiste Chateaubriand zweimal nach Prag, wo der abgesetzte Karl X. mit seinen beiden Enkelkindern, dem Sohn und der Tochter der nunmehrigen Gräfin Lucchesi, residierte. Er war entsetzt, dort zu sehen, wie man den kleinen Roy, den die Legitimisten Heinrich den Fünften nannten, von Jesuiten und Stallmeistern zum Ritter und Frömmeler erziehen ließ. Persönlich schätzte er die Jesuiten wegen ihres Wandels und ihrer Leistungen hoch, aber er sah ein, daß, wer in der Politik eine Zukunft haben wolle, sich von einem so allgemein verhassten Orden fern halten müsse. Er sagte den Verwandten des Prätendenten mündlich und schriftlich, wenn der Prinz Ausichten haben solle, so müsse er mit anderen jungen Leuten in öffentlichen Anstalten erzogen werden, Alles lernen, was sie lernen, in den Ideen seiner Zeit aufwachsen und an das Königthum gar nicht denken; je weniger er daran denke, desto besser werde er, wenn ihm die Umstände einmal günstig wären, dafür geeignet sein. Er müsse dann wissen, daß er ein Volk zu regiren habe, das vom alten französischen Volk grundverschieden sei, daß er in ein Land komme, wo

es keine Drifflamme mehr giebt und keine Ritterschaft, die unter der weißen Fahne marschirt. Vierzig Jahre später hat der Graf Chambord die Legitimität unter seiner weißen Fahne endgiltig begraben; man hatte ihn, gegen Chateaubriands verständige Rathschläge, zum Don Quixote erzogen.

Wie von der Galeere befreit fühlte sich der Rathgeber, als ihn die Politik losließ. Er hielt sich für einen fähigen Staatsmann, aber die Literatur sei doch nun einmal die eigentliche Heimath seiner Seele und Wonne bereite es ihm, zu ihr rückkehren zu dürfen. Er hatte auch als Politiker den Dichter niemals verleugnet; seine Kammerreden, seine Depeschen, noch mehr die Beobachtungen und Betrachtungen, die er auf seinen diplomatischen Reisen aufzeichnet, sind voll Poesie, und zwar voll realistischcr Poesie. Mit der Beschreibung seiner Stube im Gasthaus zu Waldmünchen malt er mir die Stuben der Kleinstädtischen und Dorfwirthshäuser, die ich selbst bewohnt habe, und das Aus- und Eintreiben des Viehes durch den Gemeindefürten habe ich in Schwarzwaldflecken und Dörfern so gesehen, wie ich es hier lese. Er pfeift gleich unseren Worpsswedern auf die *sable convenue* der Alpenschönheit und zeigt, wie aller Reiz der Landschaft theils in der Beleuchtung liegt, theils in den Erinnerungen und Ideen, die sich damit verknüpfen. „Nicht auf dem Campo Vaccino, sondern auf Claude le Lorrains Palette findest Du die Landschaft. Siehe mir Liebe ins Herz: und ein einzelner Apfelbaum zwischen Kornfeldern, ein Moos, ein Farnkraut, eine Schwalbe, eine Fledermaus, die um den Glockenthurm flattert, werden mich bezaubern, weil sie die Erinnerung an heimliches Glück oder die Trauer über einen Verlust in mir wachrufen.“

Bücher haben ihre Schicksale. Die Memoiren sind viel interessanter als der Genie und stehen diesem auch an literarischem Werth wahrlich nicht nach; aber berühmt hätten sie den Verfasser nicht gemacht. Freilich war das erste seiner Hauptwerke nicht ein bloßes Literaturerzeugniß, sondern eine That, eine Großthat gewesen. *J'étals le restaurateur de la religion*, schreibt er übertreibend, doch nicht ganz unrichtig. Napoleon hatte das Werk mit höchster Anerkennung begrüßt, weil es für seinen Plan, mit Hilfe der Religion die bürgerliche Ordnung wieder herzustellen, die Gemüther gewann, und er hatte später in Chateaubriand einen gefährlichen Feind erkannt, weil die Richtung, die Dieser den Geistern gab, doch schließlich dem Kaiserthum nicht günstig war. (Auf Sankt Helena sagte Napoleon im Gespräch mit dem Grafen Montholon: „Wenn Chateaubriand einmal ans Ruder gelangen sollte, würde er vielleicht auf Irrwege gerathen; gewiß aber ist, daß er Alles begrüßen würde, was groß und national ist, und daß er die Zumuthung, solche Schändlichkeiten zu begehen wie die jetzige Regierung, mit Entrüstung zurückweisen würde.“) Ganz falsch ist die hergebrachte Ansicht, Chateaubriand predige im

Génie ein rein ästhetisches Christenthum. Voltaire hatte das Christenthum lächerlich gemacht, die Encyclopädisten hatten den Atheismus in die Mode gebracht, die Revolution hatte den Kultus abgeschafft und den kirchlichen Organismus zerstört. Diese ganze Periode hindurch, schreibt Chateaubriand, „hatte man gelehrt, das Christenthum sei eine Barbarenreligion, die unvernünftige Dogmen und einen lächerlichen Kultus habe, Kunst und Wissenschaft, Vernunft und Schönheit hasse und immer nur Blut vergossen, die Menschen geknechtet, den Fortschritt des Glückes und des Lichtes gehemmt habe. Es kommt also jetzt darauf an, zu beweisen, daß im Gegentheil keine andere Religion in dem Grade poetisch, menschlich, der Freiheit, den Künsten und Wissenschaften günstig ist wie die christliche und daß ihr die moderne Welt Alles verdankt, dessen sie sich rühmt, vom Ackerbau bis zur Philosophie, von den Spitälern bis zu den Bauwerken, die Michelangelo errichtet und Raffael ausgeschmückt hat.“ In einer solchen Apologie, die die Gemüther gefangen nehmen sollte, mußte sich freilich das Aesthetische, in dem noch dazu des Autors Stärke lag, vor den übrigen Elementen bemerkbar machen; aber diese übrigen werden weder verkannt noch unterschätzt und vernachlässigt. Das christliche Ideal des Verfassers ist nicht der Schwärmer für schöne Musik und für schöne Bilder, sondern die barmherzige Schwester, der arme Pfarrer, der in opfervoller Thätigkeit der einzige Lehrer, Tröster, Rathgeber und Helfer einer elenden Dorfgemeinde ist, und der Missionar, der sein Leben den Wilden in den Fieber Sümpfen Guyanas opfert, um, ohne es zu wissen, eine Herberge zu bereiten, in der hundert Jahre später barmherzige Schwestern gläubige und atheistische Verbannte, Opfer der Terreur und des Despoten ohne Unterschied pflegen werden. Vor Allem sieht er im Christenthum die unentbehrliche Grundlage einer vernünftigen bürgerlichen Ordnung. Er hat jener apologetischen Literatur, deren die Kirche der Neuzeit bedarf, die Bahn gebrochen. Selbstverständlich gilt Alles, was er zum Lob des Christenthumes sagt, nur dem ehrlichen Christenthum; die Heuchelei, die Bigotterie, den Mißbrauch der Religion für hierarchische Zwecke hasste er, die Kongregation, wie sich die Organisation der Ultra's nannte, deren Erben die heutigen für Frankreich verhängnißvollen Kongregationen sind, bekämpfte er. Von Aberglauben war er so frei wie von Bigotterie und ungesunder Mystik. Die Krädener veranstaltete in Paris ihre *conversations politico-religieuses*, die der Kaiser Alexander mit seiner Gegenwart beehrte und die mit brünstigen Gebeten zu schließen pflegten. Chateaubriand erzählt: „Frau von Krädener hatte mich zu einer ihrer himmlischen Zaubervorstellungen eingeladen. Ich bin nun zwar der Mann der Chimären, aber vollkommen ist man nun einmal nicht: ich hasse alle Unvernunft, verabscheue alles Rebelhafte und verachte Taschenspielerkünste. Die Aufführung langweilte mich. Je mehr ich

zu freien versuchte, desto weniger fühlte ich mich dazu gestimmt. Gott fand ich nichts zu sagen und der Teufel reizte mich zum Lachen.*

Chateaubriand war ein ehrlicher Christ, aber auf Heiligkeit machte er keinen Anspruch. Er erzählt, in der Jugend habe er seinem Leibe gut zugeredet, sich doch durch Mäßigkeit zu konserviren. Der aber habe sich über die weise Seele lustig gemacht und gesagt: Nicht zwei Bagen gebe ich für den wohlkonservirten alten Herrn; was hätte ich davon, wenn ich mit meinem Frühling kargen wollte, um die Freude des Lebens auf eine Zeit zu verschieben, wo sie Niemand mehr mit mir theilen mag? Et il se donnait du bonheur par-dessus la tête. Aber wir glauben Chateaubriand, wenn er versichert, Gemeinheiten habe er nicht zu beichten; denn er zeigt echte Noblesse in Allem, was er thut und läßt. Ganz Grandseigneur ist er in Geldsachen. Er lebte nicht etwa prächtig. Er hatte nur stets eine offene Hand für Andere, warf das Geld achtlos weg und ging nie auf Geldgewinn aus. Es thut ihm wohl, als Botschafter in London, wo er als junger Emigrirter gehungert hat, Komfort zu genießen, aber er zögert keinen Augenblick, diesen Komfort wieder aufzugeben, wenn es die Ehre zu fordern scheint. Und dieser Fall tritt jedesmal ein, wenn er ein paar Monate Botschafter oder Minister gewesen ist. Er verzichtet dann auch auf Pension. Seine Vermögensbilanz hat er in seinem achtzigjährigen Leben nie anders als mit dem negativen Vorzeichen gesehen. „Wie viel müßte man Ihnen wohl geben, um Sie reich zu machen?“ fragt ihn Karl X. in Prag. „Geben Sie sich damit keine Mühe, Sire; wenn Sie mir morgens vier Millionen schenken, habe ich am Abend keinen Heller.“ „Aber womit, zum Teufel, verthun Sie denn Ihr Geld?“ „Das weiß ich selbst nicht, denn ich gebe nichts für Genüsse und Liebhabereien aus. Ich bin eben schrecklich dumm.“

Nun habe ich über Chateaubriand so viel geschwätzt — gern möchte ich noch mehr schwätzen —, daß kein Platz mehr übrig bleibt für einige Bemerkungen über das vorliegende Buch. Die Verfasserin wird es mir nicht übel nehmen, denn sie hat es nicht nöthig, daß man sie empfiehlt. Ihre Darstellungsgabe und ihre Vertrautheit mit der politischen und der Literaturgeschichte der Zeit ihres Helden sind so bekannt, daß Jeder weiß, was er von einem Buch der Lady Blennerhasset über Chateaubriand zu erwarten hat, und es genügt, zu versichern, daß sich Niemand in seiner Erwartung getäuscht finden wird. Die glänzendste Partie ist der Abschnitt, in dem das Verhältniß der französischen zur deutschen Romantik geschildert wird.

Reisse.

Karl Zentsch.



Im Lande der Toska.

„In Europa ist unser Land weniger bekannt als Centralafrika und doch verdient es diese Vernachlässigung nicht“, sagte mir Mehemed-Ali Pascha, der Mutesarrif (Regierungspräsident) von Korçya (Gorça) in Albanien. Und es ist wahr: die nicht unmittelbar am türkischen Eisenbahneze liegenden Städte Westmakedoniens und Albaniens wissen, wenn man zu ihnen kommt, außer von Russen von keinen europäischen Besuchern zu berichten, wie es denn auch einzig die Russen sind, die neben den einheimischen Balkanvölkern sich gründlich mit der Geschichte, der Landeskunde und den Alterthümern dieser Länder beschäftigt haben.

Es ist ein vielnamiger Stamm, der in den westlichen Gebirgs- und Küstenlandschaften der Türkei von dem See von Skutari und der montenegrinischen Grenze an bis zum Golf von Arta und weiter in den Nordprovinzen des Königreiches Hellas, ferner in Attika und Argolis haust. Schkipetaren nennen sie sich selbst; bei den Italienern heißen sie Albanesi, bei den Griechen Arwaniten und bei den Türken Arnaut. Es ist ein Glaubenssag bei allen gebildeten Albanesen, daß sie die Nachkommen der alten Illyrier seien, der Nachbarn Makedoniens. Auch auf dem Athos lernte ich mehrere Mönche albanesischer Herkunft kennen. Das durch den Klosterbrand bekannte Gotteshaus zum Heiligen Paulus (Agin Pawlu) hat sogar einen Vollblutalbanesen, Kyr Gregorios, zu seinem Igumen. Ein Bografite (Mönch des bulgarischen Klosters Bograsu) ein Albanese aus Gorça, der aber den größten Theil seines Lebens in Egypten und Paris zugebracht hatte und ganz von europäischer Bildung durchtränkt war, behauptete, die Makedonen seien keine Griechen, sondern Illyrier. Ich entgegnete ihm, aus den noch erhaltenen Resten der makedonischen Sprache gehe unwiderleglich das echte Griechenthum des Volkes hervor. In Obermakedonien freilich, in den wild barbarischen Feudalfürstenthümern der Lynkesten, Gordaeer u. s. w. sei die Bevölkerung stark mit Illyrischen Elementen gemischt gewesen. Nun, erwiderte er triumphirend, dann ist immerhin die Möglichkeit vorhanden, daß Alexander der Große, der von Mutterseite durch die epirotische Prinzessin Olympias sicher ein Illyrier war, auch von der Vaterseite her illyrisches Blut in seinen Adern hatte. Denn die Herkunft der makedonischen Könige aus Argos „est uno puro sablo d'après les savants les plus compétents.“ Nun merkte ich, wo Vater Galaktion hinauswollte. Alexander oder Iskander Dhulkarnain ist der große, von Christen und Muslim gleichmäßig verehrte, in Sage und Dichtung fortlebende Heros. Ist er aber illyrischen Geblütes, dann können die Nachkommen der Illyrier, die Albanesen, ihn als ihren Nationalheros betrachten; und auf dieses — im Grunde recht weltliche — Ziel richtete sich der ganze Ehrgeiz eines Mannes, der, aus glänzenden Verhältnissen stammend, jetzt in der Stille des Heiligen Berges sein Leben beschließen will.

Die Albanesen scheinen tatsächlich Autochthonen zu sein. Die Geschichtsanalen berichten uns über die Einbrüche der slavischen Stämme, der finischen Magyaren und der türkischen Bulgaren. Ueber die Albanesen herrscht tiefes Stillschweigen. Erst im vierzehnten Jahrhundert regen sie sich in ihren nördlichen Wohnsigen und überfluthen von da in immer wiederholten Vorstößen bis

ins achtzehnte Jahrhundert den ganzen Westen der Balkanhalbinsel; selbst im Peloponnes setzen sie sich fest.

In der Geschichte leuchtet ihr Name besonders hell durch Georg Kastrioti (Skanderbeg), der ihren heldenmüthigen, Jahrzehnte andauernden Freiheitskampf gegen Mohammed den Zweiten, den Eroberer Konstantinopels, leitete. Skanderbeg war freilich ein Slave und kein Albanese; und darin sind die Albanesen den Griechen, mit denen sie so viele Sympathien verknüpfen, gleich. Wie diese selbständig, abgerechnet den kurzlebigen Traum attischer Seeherrschaft, politisch es zu nichts gebracht haben, aber als Kulturferment dem makedonischen und römischen Reich einfach unentbehrlich waren, so spielen auch die türkischen Albanesen als tapfere Soldaten, tüchtige Offiziere und Verwaltungsbearbeiter eine beachtenswerthe Rolle im türkischen Reich. Eine Reihe der bedeutendsten Großveziere, vor Allen Abdul Ahmed Pascha, Daud Pascha, Mehemed und Ahmed Râprülâ Pascha, ferner Mehemed Ali, der Labendbiener aus Kawala und spätere Gründer des ägyptischen Reiches, sind Albanesen. Ernst Curtius wies immer darauf hin, daß die meisten Helden des griechischen Freiheitskampfes albanesischen Geblütes waren. Markos Botzaris und Karaiskakis sind Albanesen, Albanesen die Sulloten wie die heldenkühnen Seeleute von Hydra und Spetsa. Kurz: dieses Volk, das in einem unbekanntem Erdwinkel ein unbemerktes Dasein führt, kann sich mit seiner geschichtlichen Vergangenheit sehen lassen.

Die Albanesen zerfallen in zwei große Stammesgruppen: die Wega, die im Norden um Shodra und Dibra sitzen, und die Toska, die von Berat und Gorrça aus sich bis nach Zannina und weit nach Süden durch das ganze alte Epirus, Aetolien und Aarnanien bis zum Golf von Korinth ausdehnen. Nur mit den Südalbanesen, den Toska, deren Land ich bereiste, wurde ich näher bekannt, während ich von den Wega nur wenige Exemplare in Ochrida, dessen albanesische Bevölkerung gegisch ist, kennen lernte. Und ich muß gestehen, daß diese Schlipetaren, Muslim wie Christen, auf mich einen sehr guten Eindruck machten. Es ist ein hochgemuthes, auf seine Freiheit stolzes Geschlecht; knechtliche Unterwürfigkeit zeigen auch die christlichen Albanesen nicht. Ja, der streng katholische, dem Papst und seinen Priestern blind ergebene Stamm der Mirbiden, eine Abtheilung der Wega, soll noch unbotmäßiger als die mohammedanischen Albanesen sein. Ihr Erbsfürst Prenk Doda wurde daher 1881 nach der Pazifikation Albanien's in Kleinasien eingesperrt, wo er sich dem Trunk ergeben hat. Die türkische Regierung leistet ihm in dieser Beziehung jeden Vorschub, um den gefährlichen und einflußreichen Feudalhauptling physisch und moralisch zu Grunde zu richten. Auch äußerlich sind die Albanesen ein ungewöhnlich schöner, hochgewachsener und kräftiger Menschenschlag. Als ich 1871 durch Griechenland reiste, freute ich mich, in unserem Argolien durch die Argolis zum ersten Mal einen wirklich ideal schönen Griechen gefunden zu haben. Natürlich war er ein Albanese.

Donnerstag, am sechzehnten Oktober 1902, morgens um zehn Uhr, fuhrten wir mit der Barke von Ochrida über den See. Obwohl ich dem Ratmakam mitgetheilt hatte, Bedeckung sei auf dem Wasser, da ich nie Etwas von Seeräubern gehört, völlig überflüssig, erschienen zu unserer Begleitung die beiden Tischausse, während die übrige Mannschaft den Landweg nahm. Die Barken auf dem See von Ochrida sind rundliche, unförmliche und primitive Fahrzeuge

ohne Ziel, auf die ein Verdeck mit Holzbrüstung gesetzt wird. Dort läßt man sich ganz behaglich hinfinken. Da die Bulgaren tüchtige Schiffsleute sind, geht die Fahrt bei ruhigem Wetter sehr schnell vor sich. Allein der Himmel umwölkte sich; ein heftiger Sturm brach los; einer der beiden Tschauße litt fürchterlich unter der Seekrankheit, wies aber trotzdem den Cognac, den ich ihm als Medizin anbot, standhaft zurück. Ein begleitender Bulgare versicherte: es sei gut, daß wir ziemlich viel Gepäck verladen hätten, sonst würde das Schiff unfehlbar umschlagen; sehr verlockend. Plötzlich erklärte der Schiffsmelster, das nahe Vorgebirge könnten wir wegen des Sturmes nicht umschiffen; wir müßten ans Land. Unter strömendem Regen flüchteten wir uns in eine Höhle; die Türken und Schiffsleute schlepten Reisig herbei, — und bald brannte ein lustiges Feuer, an dem wir unsere ganz durchnässten Kleider und Decken trockneten: die reinste Robinsonade. Nach einer Stunde hatte sich das Wetter geklärt und beim hellsten Sonnenschein legten wir den Rest bis Sveti Naum, dem Kloster „unseres Heiligen und gottesfürchtigen Vaters, Naum, des Wunderthäters auf dem kleinen Libanon von Devol“ zurück. Die Fahrt auf dem tiefblauen See an den bewaldeten Berggipfen ist entzückend. Für einen Jäger muß die Umgegend von Ohrida geradezu ein Dorado sein; zahlreiche Wasserhähner und Taucherenten, die Anastasi, ein mitreisender Ohridenerfreund, regelmäßig fehlte, beleben die Fluthen, Schwärme von Wildtauben tauschen von Felsklust zu Felsklust und von zwei Felszacken sahen drei Nachtreiber gravitatisch auf uns herab, ohne sich im Mindesten durch unsere Nähe einschüchtern zu lassen. Ein Mitglied des diplomatischen Corps von Pera, ein leidenschaftlicher Jäger, dem ich in Sofia von dieser Reise erzählte, war so begeistert von meiner Schilderung, daß er mir sagte, im nächsten Sommer werde er seinen Urlaub zu einem Ausflug nach Ohrida benutzen. Endlich erreichten wir ein sanft ansteigendes grünes, mit Pappeln und Fruchtbäumen besetztes Gelände, auf dem Rinder, Schafe und zahlreiche Gänse friedlich weideten, über das die beherrschende Priesterburg hinragt. Als wir dem Ufer nahen, erblickten wir zwei Mönche und sechs Soldaten mit einem Offizier, die uns feierlich begrüßten. Unter dem Geläut der Klosterglocken betraten wir das Gotteshaus und erhielten zur Wohnung das Prunkzimmer, in dem bei der Panegyris, dem Jahresfest des Heiligen, der Despot Effendi (Erzbischof) zu logiren pflegt. Wir unterhielten uns mit den Mönchen, die Beide Griechen waren, bis ich sagte, ich wolle dem hochwürdigsten Igumen (Abt) meine Aufwartung machen. Da erklärte einer der Beiden, selbst der Abt zu sein; er bildete mit dem anderen Papas, wie in den meisten Klöstern außerhalb des Athos, den ganzen Konvent. Das Kloster hat jährlich 1000 türkische Lire (23000 Francs) Einkünfte zu verzeichnen und davon nur einen jährlichen Zuschuß von 80 Lire an die griechische Schule in Ohrida zu entrichten. Trotzdem gehen, wie mir der Klosteraufseher von Roryga mittheilte, die Einkünfte so ziemlich auf, da Sveti Naum eine großartige Gastfreundschaft übt und viel von Türken besucht wird, die natürlich nie bezahlen. Bezahlung wird auch weder verlangt noch angenommen; wohl aber giebt man eine nicht zu lärglich zu bemessende Summe für die Verwaltung des Heiligen Naum. Schon in Ohrida und mehrfach auf der Reise wurde mir immer wieder erzählt, der englische Lord P., der diese Gegenden als Amateurphotograph bereiste, habe eine Reihe von Tagen in Sveti Naum herrlich und

in Freuden gelebt und dann als Gastgeschenk *noblement et malgrement* drei Medjids (= 12 Francs) verabreicht. Ich merkte mir diesen sehr deutlichen Wink.

Das Hauptfest des Klosters ist der Tag des Namensheiligen, den Erzbischof Joasaph 1727 vom dreißigsten Dezember auf den zwanzigsten Juni verlegte, „erstens, weil Viele sich im Winter durch die schlechten Wege abhalten lassen, an den glanzvollen Festen des Heiligen theilzunehmen, besonders aber, weil die Feier des Heiligen unmittelbar in die Erwartung des Festes von Christi Geburt fällt und Das viele andächtige Festfreunde abhält, die Wallfahrt zu unternehmen.“ Diese Verlegung des Festes auf den Sommer erwies sich als überaus praktisch. Noch heute strömen aus den Sparglien Ochrifa und Korypa und von weiter her dicke Schaaen zum Feste des Namenspatrones zusammen; auch beide Bischöfe erscheinen und das Hochamt wird von zahlreichen Priestern mit großem Pomp celebriert. Die armen bulgarischen Bauern und Bäuerinnen, bei denen Raum als Landsmann und Apostel — er gehört zu den Schülern des Slavenapostels Methodios — populär ist, schenken Halbstücker, Schuhe, Lebensmittel, kurz, was sie überhaupt besitzen, dem Sveti Raum. Das Kloster soll oft ganze Wagenladungen der dem Heiligen geschenkten Tücher und Schuhe verkaufen. Was sollte es auch mit all diesen Spenden anfangen? Eine solche Ponegyris verursacht aber auch ungeheure Kosten; denn die Gastfreiheit des Gotteshauses kennt keine Grenzen. Alle frommen Waller, die oft zu vielen Tausenden herpilgern — auch Türken und namentlich Türkinnen erscheinen zahlreich unter den Andächtigen — klopfen nicht vergebens an Sveti Raums gastliche Pforte. Sie werden von ihm umsonst gespeist und getränkt und das Fest dauert drei Tage (Vorfest, Hauptfest, Nachfest). Natürlich verschlingt Das einen erheblichen Theil der Klostererlöbnahmen. In einem anderen Wallfahrtskloster nah bei Monastir mußten für die dreitausend Pilger Festkuchen gebacken werden. Das Feuerungsmaterial ging aus. Da befahl der Bischof, die Bibliothek auszuräumen; und so halfen denn griechische und slavische Pergamente ohne Unterschied der Rationalität beim Kuchenbacken. Diese und ähnliche Barbareien sind nicht einem Ausbruche nationalen Fanatismus zuzuschreiben, sondern einfach ein Beweis der schauerlichen Unwissenheit. Der Bischof und seine Leute mußten eben nicht, was sie thaten.

Von Alterthümern ist in Sveti Raum wenig zu sehen, da 1802 das gesamte Kloster ein Raub der Flammen wurde. Auch das Archiv fiel ihnen zum Opfer. Nur die ehrwürdige Kirche mit dem Grabmal des Heiligen stammt noch aus der alten Zeit; sie ist, mit ihren gedrückten kleinen Kuppeln und ihrem zierlichen Thurm, ein höchst merkwürdiges Denkmal byzantinischer Baukunst.

Am nächsten Morgen verließen wir unter dem obligaten Glockengeläut und militärischen Gruch unsere gastfreundlichen Wirthe, um zu Schiff nach Starova (Pogradec) zu gelangen; diesmal reisten wir allein; denn unsere Türken hatten einen heiligen Respekt vor dem türkischen See bekommen. In Starova erwartete uns ein Wagen; wir verabschiedeten also die Fährleute. Eine höchst unangenehme Landesitte ist der orientalische Handkuß, dem man aber in diesen der Kultur entrückten Gegenden durchaus nicht entgehen kann. Ein ochridenischer Freund hatte mir gerathen, den Balschisch an alle Schiffsleute persönlich zu verabreichen, weil er sonst in der Tasje des Schiffpatrones kleben bleibe. Als

Quittung drückten fünf nasse und bärtige Fischerlippen ihren Stempel auf meine Hand. Auch die sonst den Kopf so hoch tragenden Albanesen sind von dieser Unsitte nicht frei. Mit Starova hatten wir nämlich ihr Gebiet betreten. Ich sollte dem Wirth für eine kleine, den Türken gewährte Erfrischung zwei Francs zahlen; ich gab ihm einen Medjid (4 Francs), in der Erwartung, er werde mir den Ueberschuß zurückgeben. Statt so zu thun, stürzt der baumlange, prachtvoll gebaute Albanese in seinem blauen Gewande und rothen Gürtel auf meine Hand und läßt sie ehverbietig. Ich war so verblüfft, daß ich den Wackeren mit seinem Medjid ruhig abzugeben ließ.

Der Kaimakam von Ohrida hatte in liebenswürdiger Weise den Rätefarrif von Korypa telegraphisch über unsere Ankunft unterrichtet und so fanden wir in Starova einen guten Wagen, der wieder von unseren zehn Türken eskortirt wurde. Daß diese Begleitmannschaft durchaus nicht überflüssig war, habe ich jetzt erst aus einem Brief ersehen. Unsere oehridener Freunde besuchten in Starova den Jahrmart und verabschiedeten sich daher von uns. Ueber ihre Rückreise schreibt mir Einer von ihnen: „Wir kamen nach Soeti Raum zurück um zwei Uhr nachts à la Turca (acht Uhr Abends); in Soeti Raum bestien die Hunde unaufhörlich und der Verwalter rief uns aus dem Kloster zu: „Kommt nicht aus Land; es ist gefährlich. Fahrt schnell in die Mitte.“ Raum hatte er gesprochen, da erschienen unten an der Brücke zwanzig Männer mit dem Räuberhauptmann an der Spitze und riefen uns auf Dibranisch zu: „Bleibt stehen oder wir schießen!“ Ach, das Leben ist süß! Unsere Schiffer sahren gleich in die Mitte. Etwa vierzig Schüsse feuerten die Kerle auf uns ab; aber Soeti Raum hat uns beschützt. Keiner ist uns Leben gekommen. Plötzlich hörten wir neue Schüsse. Die Klosterknechte, nur in Hemd und Gürtel ohne Hosen, schossen vom Kloster auf die Räuber, die wiederum antworteten. Dadurch bekamen wir Luft. Die Schiffer ruderten aus Leibeskräften und hatten bald einen großen Vorsprung gewonnen. Aber es war doch eine aufgeregte Stunde.“ Das ist ein makedonisches Idyll.

Die Fahrt nach Korypa führt durch ein außerordentlich wasserreichs Gelände, das Flußgebiet des Devol, der selbst ein höchst stattlicher Strom ist. Die Straße von Starova nach Korypa ist ziemlich gut gehalten; die über die zahlreichen Flüssen und Bäche führenden Brücken werden, wie auf dem Athos, von Pferden und Wagen nur als ein Zeichen angesehen, daß man daneben das Wasser passieren solle. Fußgänger vermögen sie aber zu tragen. Anders war die Sache beim Devol. Der ist zu tief, als daß Pferde mit einem Wagen hindurchfahren könnten. Aber die Brücke sah ungemein gebrechlich und greisenhaft aus. Die ersten Balken waren gänzlich abgefaut und zum Theil schon in die Tiefe gestürzt. Wir stiegen aus und nahmen auch einen Theil unseres Gepäcks in der Hand mit; Anderes trug der Kutscher. Dann spornte er die Pferde an und in tausendem Galopp nahmen sie das kritische Stück der Brücke und langten wohlbehalten am anderen Ufer an.

In Korypa fragte Abd ul Hussein, in welchem Hotel wir absteigen wollten. Das erste sei ein christliches, aber schlecht, das zweite ein türkisches, aber gut. Natürlich gab ich dem Christen den Vorzug; denn ich mochte nicht auf den Wein verzichten. Ich hatte keinen Grund, meine Wahl zu bereuen. Mein vortrefflicher Gastwirth war Herr Dionisij Tebelis, ein Bulgare aus dem unweit Ko-

ryha gelegenen Dorf Boboschniza. Dieses Dorf und das benachbarte Drenkova sind gleichsam eine bulgarische Insel in dem weiten albanesischen Meer der Gorca Planina (Ebene von Koryha); es sind Reste der alten Einwohner, die beim Einbruch der Albanesen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert sich hier am Gebirgsrand gehalten haben. Die beiden Dörfer gehörten einst zum Riesenbesitz des berühmten Rebellen Ali Pascha von Jannina und wurden dann kaiserliches Schatzkurgut (Balk). Unseres Gastwirths verstorbenen Bruder Grigorij war, wie Dionisij mir mit überlegenem Vöhlern erzählte, einst enthusiastischer Panflavist gewesen und mit dem bekannten russischen Gelehrten und Consul Hilferding, der diese Gegenden bereiste, sehr vertraut geworden. Durch ihn erhielt er ein Empfehlungsschreiben an den Grafen Ignatiow, das von größtem Werth für diese Bulgaren war. Denn durch das thatkräftige Einschreiten des russischen Botschafters wurden die Bewohner der beiden Dörfer in den Stand gesetzt, gegen eine Entschädigungssumme von 8000 türkischen Pfund ihre Domaniallasten abzulösen, so daß sie jetzt völlig frei dastehen.

Das Dorf Boboschniza hätte ich längst gern besucht, da im dortigen Nikolauskloster 1709 eine Synode abgehalten worden war, deren Originaldokument ich aufzufinden hoffte. Mein Gastwirth, selbst Primat und wohlhabender Grundbesitzer des Ortes, war sofort bereit, mich nach seiner nur eine Stunde von Koryha entfernten Geburtsstätte zu begleiten. Das Dorf liegt malerisch am Bergeshang und von einer Falte des welligen Terrains völlig verborgen dehnen sich hinter ihm die Klostergebäude aus. Absichtlich wurde es, wie mir mein Gastfreund sagte, in so versteckter Lage angelegt, damit die die Ebene durchschweifenden Albanesen und sonstigen edlen Raubritter es nicht so leicht und schnell erspähen könnten. Die Gemarkung ist äußerst fruchtbar und mit Stolz zeigte mir Herr Tebelis seinen Baumgarten, allerdings einen der schönsten und größten des reichen Dorfes. Aus den Früchten des Maulbeerbaumes, der hier sehr gut gedeiht, bereiten die Boboschnizer einen sehr angenehm und fein schmeckenden Schnaps, mit dem wir nachher sammt den Dorfmagdaten vom Abt des Panagiaklosters bewirthet wurden. Im Kloster kam ich nicht auf meine Kosten. Der einzige geistliche Bewohner war der eisgraue, schon ganz stumpf gewordene Igumen, der meine Frage, ob ein alter Kodex vorhanden sei, energisch verneinte. Ein Rebijb machte ihn etwas zugänglicher. Er humpelte hinaus und kehrte bald mit dem „Kondiz“ zurück, einem ganz ordinären Schreibhefte aus dem vorigen Jahrhundert, in das Igumen Ignatios von 1865 bis 1883 Eintragungen gemacht hatte; übrigens zum Theil sehr werthvoller Art. Ich fragte, ein Biöschchen enttäuscht, ob denn nicht noch ein älterer Kodex da sei; der Igumen antwortete, sie hätten wohl einen alten Pergamentkodex besessen; aber „der Russe“ (Hilferding ist gemeint) habe ihn gestohlen. Als ich diese Geschichte nachher in der Metropolis von Koryha erzählte, lachten die Herren: den Kodex habe allerdings Hilferding mitgenommen, aber durchaus nicht entwendet, sondern dem hiebrern Abte dafür eine höchst ansehnliche Summe ausbezahlt. Die Geschichte ist darum lehrreich, weil die meisten Handschriften in der Türkei, griechische wie slavische, die angeblich verbrannt oder gestohlen worden sein sollen, thatsächlich einfach an durchreisende Fremde oder andere Liebhaber verkauft worden sind. Unsere Ankunft hatte das ganze Dorf aufgeregt und wir konnten nach

vollzogenem Geschäft nicht gleich fortfahren, sondern wurden in das Panagia-Kloster geführt, wo sich sämtliche Dorfmatadoren versammelten und sich, malerisch gruppiert, von meinem Begleiter photographiren ließen. Sie waren sehr erfreut, als sie den Grund meines Besuches von Boboschniza erfuhren; hier bei uns, sagte Einer mit stichtlichem Stolz, hat vor zweihundert Jahren der Patriarch eine Synode abgehalten; da steht gedruckt: „beim Heiligen Nikolaus in Boboschniza“; es ist schön, daß der Tischebi unsere alte Geschichte studirt. Ein Student aus Bukarest, ein angenehmer, gebildeter Mann, der in diesem weltverlorenen Winkel geläufig deutsch und französisch sprach, machte die Honneurs; man servirte uns und den Magnaten Maulbeerschnaps aus einer kunstvoll vergoldeten Glaskaraffe, die ich gern vom Zyamen erworben hätte, aber ich wagte, vielleicht thörichter Weise, nicht, an geweihter Stätte Handel zu treiben.

Ein zweiter Besuch galt der uralten Kirche von Emporia, einem eine Stunde von Koryntha entfernten, von Rumänen und Albanesen bewohnten Dorf. Ich fuhr mit meinen Freunden, Dr. Anagnostopulos, Herrn Zographos und Archidiacon Basilias, hinaus. In Anagnostopulos, dem Gymnasialdirektor, hatte ich die Freude, einen alten lieben Schüler, der bei mir in Jena 1884 promovirt hatte, wiederzufinden. Ich habe auch einer Unterrichtsstunde in Prima beigewohnt, wo die langröckigen, biederer Toska im Schweiß ihres Angesichtes, aber sehr gewandt ein Stück aus dem sechsten Gesang der Ilias erst in modernes Griechisch übertrugen und dann mit großer Genauigkeit, die mein altes Philologenherz sehr erfreute, erklärten. So lobern noch heute die Altäre des jonischen Sängers in diesem verlorenen illyrischen Erdwinkel. Herr Zographos ist Kirchenvorstand in Koryntha und jetzt der erste Kenner der dortigen Lokalgeschichte, der mich mit großer Selbstverleugnung bei meinen gelehrten Arbeiten unterstützte. Er stammt aus einer alten Primatenfamilie und seine Ahnen mütterlicher und väterlicher Seite gehören zu den ersten Wohltätern von Kirche und Gemeinde.

Meine griechischen Freunde hatten mir viel von der tausendjährigen Kirche von Emporia vorgezwärmt. Sie ist in der That ein höchst merkwürdiger Rundtempel und enthält im Inneren drei geschichtlich sehr wichtige Inschriften, die des Erbauers, Bischofs Nison, und der damals Albanien beherrschenden Lokaldynasten gedenken. Die werthvollste ist abgefaßt im Weltjahr 6898 — 1390, was immerhin das respektable Alter von mehr als fünfshundert Jahren ergiebt. Die Griechen waren über meine Lesung, die übrigens auch die Russen schon gegeben hatten, sehr niedergeschlagen. Das erste Zeichen, das die Tausender angiebt, ist halb verblüßt; sie hatten es nicht gesehen und demnach die Kirche aus 898 nach Christus datirt, was natürlich ganz unmöglich ist. Damals war die Ebene von Koryntha noch bulgarisch und heidnisch und kein Mensch zählte nach Christi Geburt. Die Wände links und rechts vom Altar sind mit Bildern finsterrer byzantinischer Heiligen geschmückt, die nichts Besonderes bieten. In der Kirche herrschte übrigens eine wahrhaft ägyptische Finsterniß. Man brachte mir einen Schmelz; aber auch von meinem erhöhten Standpunkte aus konnte ich die Inschriften nur entziffern, indem zwei junge Männer neben mir über eine halbe Stunde lang Wachskerzen emporhielten. Da ich sie für Kirchendiener hielt, drückte ich jedem einen Thirek (80 Pfennig) in die Hand, den sie nur nach erheblichem Sträuben annahmen: „Sie hätten dem deutschen Fremdling gern geholfen, der so weit

hergekommen sei, um ihre Kirche zu besuchen und die Inschriften zu kopiren“; liebenswürdiger Volkspatriotismus, der für die heutigen (wie die alten) Griechen so charakteristisch ist. Ich erfuhr nachher, daß es ganz gut situirte Archontensöhne des Ortes waren, die nur mir persönlich eine Gefälligkeit erweisen wollten.

Die dort lebenden Albanesen sind schön gebaute Menschen. Leider haben sie die so kleidsame albanesische Justanella meist abgelegt und tragen jetzt fast Alle die häßliche und geschmacklose walachische Tracht, einen langen Weiberrock auf dem Leib und darüber als Mantel, oft mit Pelz garnirt, einen fast eben so langen Schlafrock. Unsere Dörfler trugen fast sämmtlich diese Kleidung; der Bluch der Mode bringt eben bis in die fernsten, unfunktionirtesten Theile Europas.

Christen und Muslim sind hier gleichmäßig fern von der kriegerischen Demuth, die Rajas so häufig ihren türkischen Oberherren gegenüber zeigen. Wer ihr Land besucht und sich für ihre Verhältnisse interessiert, ist von vorn herein einer warmen Aufnahme gewiß und wird mit einer fast zärtlichen Aufmerksamkeit behandelt. Der Aufenthalt unter diesem wackeren Volk gehört zu den schönsten Erinnerungen meiner Reise. Es kränkt sie, daß man sich in Europa so wenig um sie kümmert. Merkwürdige Anschauungen leben unter den Muslim. Fast alle Albanesen sind den großen Dervischorden der Nевlewis und Bektaschis affiliirt. Die Mystik des Sufismus wirkt wohlthätig auflösend auf die strenge Lehre des Korangesetzes. Die mohammedanischen Albanesen, wenigstens die Tscha, sind entschieden duldsam und die Christen rühmten diese Tugend an verschiedenen hohen Beamten und vornehmen Beys. Dabei hat sich hier eine Alterthümlichkeit der Sitten und Gebräuche erhalten, die den französischen Archäologen Dumont, als er vor zwanzig Jahren das Land bereiste, an homerische Zeiten erinnerte. „Ganz Hellas trug in der Vorzeit Waffen“, sagt Thukydides in der Einleitung zu seinem Werk, um die Barbarei der vorgehichtlichen Stufe anzudeuten. So ist es noch heute im Albanien. Jeder halbwüchsige Junge trägt in seinem Ledergürtel ein ganzes Arsenal von Handjaren, Dolchen und verrosteten Pistolen, deren Griff aber meist höchst zierlich mit Elfenbein ausgelegt ist. Die Bendetta ist noch allgemein im Gebrauch und vergebens haben die Jesuiten im Norden und die türkische Regierung in den übrigen Landestheilen sie abzuschaffen versucht, wenn auch Zustände, wie sie Pahn, der treueste und zuverlässigste Beobachter albanesischen Lebens, schildert, wohl nicht mehr vorkommen: daß ein Sohn einer vornehmen Familie bis zum Mannesalter in dem väterlichen Thurm eingeschlossen lebt und beim ersten Verlassen der Feudalburg der Kugel eines rachsüchtigen Verwandten des vom Vater des Knaben erschlagenen Familientotfeindes erliegt. Eine andere alterthümliche Sitte ist die Blutsbrüderschaft. Zwei Männer verbinden sich zu gegenseitiger Unterstützung unter den heiligsten Eiden auf Tod und Leben. Sind die Blutsbrüder Christen, so segnet der Priester diese Einigung in der Kirche feierlich ein. Anders ist's, wenn die Blutsbrüder verschiedenen Konfessionen angehören. So hatte mein griechischer Wirth in Ochrida Blutsbrüderschaft mit einem muslimischen Wega geschlossen. Jeder stach den Anderen in den Finger (in welchen Finger, ist mir nicht mehr erinnerlich) und sog rasch das heraustropfelnde Blut auf. Ein solcher Bund wird eben so heilig gehalten wie der in der Kirche geschlossene. Pahn's merkwürdige Berichte über den albanesischen Knabenraub und die dort heimische Knabenliebe haben beim Erscheinen seines Werkes großes Aufsehen erregt, da diese Zustände ganz

an das antike Hellas erinnerten. Ich erhielt von mehreren guten Kennern Albaniens, Europäern wie Einheimischen, die übereinstimmende Versicherung, daß es noch heute so sei. Die Begeisterung für den Geliebten geht so weit, daß eifersüchtige Liebhaber sich um eines Knaben willen töten. Auch die erotischen Gedichte, manche von großer Schönheit und einer Tiefe der Empfindung, die an Sbykos und Anakreon erinnert, sind ausschließlich an Knaben gerichtet. Die Christen verscherten übrigens, daß dieser Brauch nur unter den Muslim herrsche. Unterrichtete Europäer aber sagten mir, daß er auch unter den Christen — wenn auch seltener — vorkomme.

Für die Griechen ist es ein wahres Glück, daß dieses Volk im Mittelalter literaturlos war; es giebt keine altalbanesischen Schriftdenkmäler, an denen sich ein griechenfeindliches Nationalgefühl emporranken könnte, wie bei den Bulgaren und Rumänen. Darum sprechen fast alle Albanesen, wenigstens im Süden, griechisch. Nur die Frauen sind öfter einsprachig; so besuchte ich zu Korçka die Mutter eines Freundes, eine höchst liebenswürdige Matrone, die einer vornehmen Primatenfamilie angehört. Die Unterhaltung wollte aber nicht recht gedeihen, da Madame Tousseulou nur Albanesisch sprach, über das ich leider nicht verfüge.

Daß die Auflösung des türkischen Staatswesens in Europa nur noch eine Frage der Zeit sei, ist für Christen und Muslim eine ausgemachte Sache; und besonders die Muslim blicken nicht ohne berechtigte Sorge in die Zukunft, da das Los ihrer Glaubensbrüder im freien Hellas und im freien Bulgarien wahrlich nicht beneidenswert ist. Ich wurde einmal gefragt, ob es nicht möglich sei, ein autonomes Fürstenthum Albanien unter einem europäischen Prinzen einzurichten. Ich antwortete, ein europäischer Fürst werde sich schwerlich zu dieser zweifelhaften Ehre hergeben. Warum denn? Nun, die Griechen, die Rumänen und die Bulgaren haben ihre Fürsten fortgejagt und die Serben den ihren ermordet. Ist es danach so verlockend, auf der Balkanhalbinsel eine Fürstenrolle zu übernehmen? Die große Mehrzahl bagegen, Muslim und Orthodoxe, waren durchaus der Ansicht, sie könnten nur österreichisch werden. Ich war erstaunt, von den verschiedensten Seiten diese Sympathien für Oesterreich ausgesprochen zu hören. Von Italien wollten sie, trotzdem in Unteritalien zahlreiche Albanesen wohnen, nichts wissen. Das sei ein Staat, der nicht genügenden Schutz zu gewähren vermöge. Unter dem österreichischen Szepter aber lebten die verschiedensten Völker friedlich zusammen; nun, darüber ist man wohl in Europa und speziell in Oesterreich anderer Meinung; doch man bedenke, daß türkische Unterthanen wesentlich bescheidenere Ansprüche an den Staat machen als wir. Im Vergleich mit der türkischen Mißwirtschaft erscheint ihnen das Vielen von ihnen durch Handelsreisen wohlbekannte Oesterreich als ein Paradies. In erster Reihe ist aber dabei die mächtige moralische Propaganda in Anschlag zu bringen, die der große Erfolg der Okkupation Bosniens unter den Türken gemacht hat. Dort sehen sie unter einer gerechten Regierung und fähigen Beamten Katholiken, Orthodoxe und Muslim friedlich zusammenwohnen. Das Ideal der sehr nüchtern und realpolitisch denkenden Toska ist: eine zweites Bosnien zu werden. Das war der für mich völlig neue und höchst interessante Haupteindruck, den ich aus dem schönen Lande mit nach Hause nahm.

Almas Ehe.

Da Sie beständig darüber klagten, daß Ihnen nichts zu schreiben einfällt: „Ich hätte einen Stoff für Sie“, sagte mein Freund Ernst, der, heiläufig bemerkt, Doktor der Rechte und noch nicht dreißig Jahre alt ist. „Habe ich Ihnen jemals von meiner Cousine Alma erzählt?“

„Ich glaube“, sagte ich, mich besinnend. „Waren Sie nicht einmal verliebt in diese Cousine und fürchterlich empört, als sie sich einem Anderen verlobte?“

„Stimmt. Gut geartete junge Leute fangen immer mit einer Cousine an. Und Alma war wirklich reizend, — damals. Ein feines, schlankes Bögürchen, ein schmales Madonnengesichtchen, die dunklen Haare à la Léon de Mérode geschüttelt, braune, ernsthafte Gazellenaugen. Und eine süße, weiche Stimme. Gelacht hat sie selten; kaum gelächelt. Dazu war sie zu schwärmerisch veranlagt. Sich anschniegen, bewundern, geliebt werden, berehrend emporschauen: Das war ihr Leben. Kein Wunder, daß sie den Männern gesiel. Eitel sind wir Alle und Alle lieben es, bewundert zu werden. Und bei der Kleinen war es echt. Keine Spur von Koketterie oder gar Berechnung. Wie andächtig sie Einem nur zuhörte! Es war eine Lust, vor ihr sein Licht leuchten zu lassen. Man fühlte sich in ihrer Gegenwart ordentlich erhoben und der angenehmen Ueberzeugung voll, daß man doch ein ganzer Kerl sei . . . Und dafür war man ihr dankbar. Dafür liebte man sie. Ich auch, mit meinen achtzehn Jahren und meinem Bedürfniß, angestaunt zu werden. Aber die Freude hat nicht lang gedauert. Ich war der Kleinen doch viel zu jung, zu unfertig, zu knabenhaft. Und außerdem verliebte sie sich. Damit war das Spiel — für sie, das fast zwanzigjährige Mädchen, hatte die Geschichte nicht mehr als ein Spiel bedeutet — endgiltig und unwiderruflich aus. „Jetzt weiß ich erst, was Liebe ist“, sagte sie zu mir. Es war recht tröstlich und recht erbaulich.

Na, sie hatte natürlich einen reifen Mann erwählt. So Einer ist am Besten zu verehren. Siebenunddreißig Jahre war der Mensch alt und ein ecker Kerl. Das heißt: für uns Männer. Die Weiber waren vernarrt in ihn. Namentlich die Mädels. Komoebant hätte er werden sollen: da hätte er noch wirklicher posiren und seine großen Besten loslassen können. Aber er posirte auch auf dem Katheder, und zwar gründlich. Professor war er damals noch nicht. Nur Privatdozent. Hielt auch Vorträge für Damen. Ueber Literatur. Sprach sehr schön und salbungvoll wie ein Pastor. Dazu ein Christuskopf mit langem Haar, einem wundervollen, seidenweichen, solgnirten Bart und schwärmerischen Augen. Natürlich ein großer Freund edler Weiblichkeit. Jeder Vortrag ein Hymnus auf das Weib. Und darauf fallen sie immer hinein. Seine Vortragsabende erfreuten sich denn auch großen Zuspruches und ich glaube, daß fast alle Mädels, die da kamen, um seinen Christuskopf zu begaffen und seine honigsüßen Schmeicheleien einzusaugen, mehr oder weniger in ihn verliebt waren. Man suchte denn auch nach seiner Bekanntschaft, man lud ihn ein, man lag ihm zu Füßen. Er brauchte nur zu wählen . . . und er wählte klug. Denn er wußte genau, was er wollte: ein behagliches Heim und eine reizende, ihn anbetende, appetitliche junge Frau. Alma vereinigte alles Das in sich. Sie war reich, jung, hübsch,

lentham und verliebt. Und so hat er zugegriffen . . . Ein Narr, wenn er es nicht gethan hätte. Bitte, schenken Sie mir eine Cigarette. Ich bekomme immer einen so eklen Geschmack im Munde, wenn ich an den Menschen denke.“

Ich gab ihm die verlangte Cigarette.

„Glauben Sie aber uns Himmels willen nicht, daß die Eifersucht aus mir spricht“, fuhr er fort. „Eifersucht und Liebe sind längst gestorben und begraben, wovon ich Sie im Lauf meiner Erzählung zu überzeugen hoffe: denn vorläufig machen Sie noch ein sehr ungläubiges Gesicht, worüber ich mich keineswegs wundere . . . Daß der Widerwille gegen den Mann geblieben ist, leugne ich aber durchaus nicht. Eine echte und rechte Antipathie ist dauerhafter als Liebe und Eifersucht, ist, wie mir scheint, die dauerhafteste aller Empfindungen. Damals aber, als die Beiden Brautleute waren, war ich selbstverständlich auch eifersüchtig. Diese schlanken, weißen, raffinirt gepflegten, tastenden Männerhände, die immer am jungen Körper meiner geliebten Alma Etwas zu suchen hatten, während die Lippen erhabene Worte sprachen, hätte ich am Liebsten zerbrochen. Einen Finger nach dem anderen. Und daß Alma, meine kuschle, unnahbare Alma, die mir nie einen Kuß gegeben, sich dieses Betasten und Streicheln willig gefallen ließ, war mir das Schrecklichste. Während ich sie mit ihm auf der Hochzeitreise wußte, litt ich arge Qualen. Doch als ich die Zwei dann wieder sah: sie verliebt wie ein Käpchen, er gesättigt und befriedigt wie ein Sultan, der seinen Harem verläßt: da starb meine junge Liebe. Alma wurde mir mit einem Schlag völlig uninteressant, ja, fast antipathisch. Und als er bald darauf einen Ruf an eine andere Universität erhielt und mit seiner Gattin nach dieser Stadt übersiedelte, war mir meine Cousine ganz gleichgiltig geworden.“

Nach zwei Jahren sah ich sie wieder. Ich kam in jene Stadt und konnte, aus verwandtschaftlichen Rücksichten, nicht umhin, ihr einen Besuch abzustatten. Ich fand sie unverändert: in ihrer Erscheinung wie in ihrem Glück. Ihr home war äußerst behaglich: ein kleines Haus, das nur er und sie bewohnten, in einem hübsch gehaltenen Gärtchen gelegen, Veranden, Hängematten, Alles sonnig, weich, warm, bequem. Und erst die Zimmer! Ueberall Teppiche, Bären- und Wolfsfelle, mollige Sessel, breite Chaiselongues, Dupende von Kissen, damit der große Mann weich und warm sitzen und seinen Christuskopf bequem stützen könne. Küche und Keller natürlich ausserlesen. Ich glaube: jede Mahlzeit war ein ernsthaftes Studium für die kleine Frau, um es ihrem großen Manne recht zu machen, ihm keinen Anlaß zu Klagen zu geben . . . Und in diesem Reich, das ihm die Wittigst Almas gegründet hatte, thronte und herrschte er als ein Gott. Er hielt auch in dieser Stadt Vorträge für Damen und wurde auch hier bestaunt und verehrt. Seine Studenten und Kollegen dachten geringer von ihm; aber Das war natürlich nur der pure Neid: weil er die Weiber für sich hatte. So traf ich auch keinen Mann in seinem Hause. Dafür aber ein halbes Duzend Weibchen. Lauter Freundsinnen Almas, die sich mit ihr in die angenehme Aufgabe theilten, dem großen Raune Weihrauch zu streuen. Da sah aber vielmehr verfehle er am Abend in einem weichen Fauteuil, umgeben von all diesen Weibchen, die an seinen Lippen hingen und begierig aufhorchten, wenn seinem Munde irgend ein volltönender Gemeinplatz entströmte. Und die Weibchen verhielten sich mäusehinstill und sprangen nur auf, wenn es galt, ihm zu dienen. Eine komische

Wirthschaft. Und am Merkwürdigsten war es, wenn diese Damen ihre Ansichten aussprachen, die selbstverständlich er ihnen eingeblasen hatte. Die Frauen waren, versteht sich, das Goldseligste, was es überhaupt auf Erden gab. Aber eben darum müsse es dem Manne gestattet sein, diese Goldseligkeit reichlich zu genießen. Das dürfe man ihm nicht verwehren, sondern man müsse sich vielmehr freuen, wenn er sich mit vielen Blumen umgab und sich an ihrem Duft berauschte. Deshalb hatte auch Alma so viele Freundinnen und zog sie in ihr Haus, damit der große Mann keinen Mangel an Blumen empfinde und daheim Alles finde und habe, wonach er, nach seiner Mannesnatur, Verlangen trug. Es war ein patriarchalisches Paradies. Sehr einträglich und sehr anständig. Alles spielte sich im eigenen Hause und vor den Augen der legitimen Frau ab. Uebrigens fand ich das Ganze wirklich ziemlich kindisch und all diese Freundinnen ungefährlich. Der große Mann brauchte Weiberatmosphäre. Was war dabei? Er sog den Duft dieser Blumen ein. Ihre bloße Nähe war ihm Bedürfniß, war ihm angenehm an- und aufregend. Und da Alma nichts dagegen hatte, wäre es lächerlich gewesen, sich über diese sonderbare Wirthschaft moralisch zu enträsten. Was gingen mich am Ende all diese wunderlichen Thorheiten an!

Aber eine unter diesen Freundinnen ist mir doch schon damals aufgefallen. Sie that scheinbar nichts Anderes, als was die Uebrigen auch thaten; sie war nicht hübscher als die Andern; sie hob sich auf den ersten Blick in keiner Weise von ihnen ab: sprach wenig, hielt den Kopf tief gesenkt und stichelte unablässig an irgend einer Handarbeit. Zu meiner Bewunderung hörte ich, daß die blasse Kleine zur Bühne wolle und daß er, der große Mann, ihr Unterricht im Vortrage erteile. Da sie blutarm, ohne Verbindungen und Verwandte war, fand sie im Hause meiner Cousine Alles, was sie brauchte: Nahrung, Kleidung, sogar Unterkunft. Man hatte ihr ein Mansardenstübchen eingeräumt und Alma schenkte ihr die Kleider, die sie ablegte. Sie war nicht entfernt so hübsch wie Alma. Aber sie hatte ein je ne sais quoi, das reizte. Ein blaßes, freches Gesichtchen mit merkwürdig erfahren blickenden Augen. Alma war entschieden viel harmloser als dieses herrenlose Thierchen, das sich da bei ihr eingenistet hatte. Mir war zu Muth, als sollte ich die Cousine vor diesem Geschöpf warnen. Aber ich ließ es sein. Vielleicht täuschte ich mich. Und selbst wenn ich mich nicht täuschte: man soll sich nicht in fremde Angelegenheiten mischen. Sich nicht unnütz machen. Und so reiste ich nach mehrtägigem Aufenthalt wieder ab, . . . ohne Alma gewarnt zu haben.

Nicht lange danach drangen allerlei verworrene Gerüchte über Almas Ehe zu uns. Die Freundinnen seien in alle Winde zerstoßen, hieß es, bis auf die eine, die mit den erfahren blickenden Augen, die zur Bühne wollte und unablässig häfelte oder strickte. Sie wohne noch wie vor im Hause Almas und der Professor unterrichte sie in der Vortragskunst und die ganze Stadt schüttle den Kopf über diesen monago à trois. Und das Wunderbarste an der Sache sei: Alma und die Andern seien die intimsten Freundinnen, es gebe nie Zank im Hause und Alles verlaufe in Frieden und Eintracht. Das klang so märchenhaft, daß wir den schlimmsten Gerüchten keinen Glauben schenkten. Alles wurde gewiß schrecklich übertrieben. Alma war ein überspanntes Geschöpf und der große Mann

ein eitler Narr. Aber es giebt Dinge, über die selbst die überspannteste Frau nicht weg kann und die auch der eitelste Narr nicht magt. Die Kleine war, wenn auch die Dritte im Bunde, doch gewiß nichts Anderes als die demüthig empfangende Freundin der Beiden, für Alma so eine Art Magd und für ihn so eine Art Spielzeug. Damit beruhigten wir uns, und da uns Alma ets vergnügte Briefe schrieb, forschten wir nicht weiter nach; namentlich ich nicht, dem weder die Geschichte an sich noch diese drei Menschen sonderlich interessirten.

Etwa nach Jahresfrist bekam ich einen Brief von Alma. Sie hatte mir, seit sie verheirathet war, kein einziges Mal geschrieben; ich hatte immer nur durch Dritte von ihr gehört. Um so mehr überraschte mich, daß und was sie mir schrieb. Ich hätte sie in ihrem Glücke gesehen, hieß es in dem Brief, und jetzt sei ihr Glück getrümmert. Ein großes Unglück habe sie getroffen; sie sei vertrauend und arglos gewesen und nun sei ihr Glaube und ihr Vertrauen an und in die Menschen dahin. Keine Ahnung habe sie gehabt, daß es so viel Schlechtigkeit und Untreue auf der Welt gebe; sie sei wie vor den Kopf geschlagen, wisse sich nicht zu rathen noch zu helfen und möchte am Liebsten sterben.

Natürlich nahm ich das Nächstliegende an: Der Kerl hat sie die ganze Zeit mit der Kleinen, die zur Bühne wollte, betrogen und sie ist endlich dahinter gekommen. Deshalb jetzt der Jammer. Was gab es da für einen Dritten zu rathen und zu helfen? Und zur Trösterrolle fühlte ich mich nicht berufen, weil 'mir' kaum gleichgültig geworden war. Dennoch machte ich mich auf den Weg und reiste zu meiner Cousine.

Es war dort wie in einem Trauerhaus. Als wenn Jemand darin gestorben wäre. Man trat leise auf; man sprach im Flüsterton. Und was mir am Meisten auffiel: der große Mann wurde wie ein Schwerkranker oder ein Leidtragender behandelt, schonend, liebe- und theilnahmewoll. Und er ließ es sich mit düsterer Würde gefallen. Als ich endlich mit Alma allein war, fragte ich sie, was denn geschehen sei.

Sie sah zum Erbarmen schlecht und bleich aus, hatte dunkle Schatten unter ihren Gazellenaugen und hielt das Köpfchen gesenkt wie eine verschmachtende Blume. Sie könne mir nicht sagen, was geschehen sei, hauchte sie. Es sei zu entsehrlich, zu 'menschlich empörend'.

Wie zu erwarten gewesen, sagte sie es mir nach dieser Einleitung doch.

'Wir waren so glücklich. Nichts fehlte zu unserem Glück. Eins ergänzte das Andere. Und nun solcher Schlag! Ich werde diese Schlechtigkeit nie verwinden.' (Mit Thränen in den Gazellenaugen.)

'Aber Du liebst ihn doch so sehr,' meinte ich.

'Oben deshalb.'

'Mir scheint: eine große Liebe müsse verzeihen können.'

'So groß war meine Liebe nicht. Ich liebte sie nur feinetwillen, weil er sie liebte. Und sie hat ihn schändlich betrogen.'

Jetzt starrte ich sie an. Ja, von wem, von wessen Untreue sprichst Du denn, Alma? Mich dünkt, wir verstehen uns nicht.'

'Doch, doch!' sagte sie. 'Haben wir sie nicht beherbergt, beköstigt, bekleidet? War sie nicht unsere liebste Freundin? Und nun dieser schwarze Verrath!'

Ich war ganz konfus. „Alma, Liebe, wer ist diese schlechte ‚Sie‘? Doch nicht die Kleine, die immer so eifrig häfelte und zur Bühne wollte?“

Sie nickte mit düsterer Miene. „Ja, sie ist. Die wir geliebt, bekleidet, genähert . . .“

„Und beherbergt haben. Ich weiß schon. Was hat sie Euch denn gethan?“

„Sie ist fort!“ Und sie hob, wie anklagend, die Arme zum Himmel empor. „Fort mit einem elenden Komödianten, der ihr ein Engagement verschaffen und sie heirathen will.“

Ich hatte Mühe, meinen Ernst zu bewahren. „Ja, mein Gott, was ist denn Schlimmes dabei? Warum sollte sie denn nicht zur Bühne gehen und sich verheirathen, wenn sie Lust hat zu Weibem? Sieh mal, Alma, Du hast doch auch geheirathet. Und darum kann sie ja Eure Freundin bleiben.“

„Nein!“ rief sie mit Heftigkeit. „Sie hatte zu Alledem kein Recht. Ihr Platz ist hier, bei uns. Er braucht sie; und Das hat sie gewußt. Spielen hätte sie auch hier können, ohne sich von uns zu trennen. Doch verlassen darfst sie uns nicht!“

„Aber warum denn nicht? Sei doch vernünftig, Alma. Sie wollte eben einen Mann haben. Freundschaft ist gewiß eine ganz schöne Sache. Doch die Liebe schmeckt süßer. Meinst Du nicht auch?“

„Sie hatte Beides: Freundschaft und Liebe. Denn er hat sie geliebt. Anders als mich, aber doch geliebt. War Das nicht genug?“

Wieder fixierte ich sie an. „Du sprichst von Deinem Gatten. Und Der hat sie geliebt? Ungefähr so wie Dich geliebt? Und darcin hast Du Dich gefunden?“

Sie richtete sich stolz in die Höhe. „Weshalb nicht? Ich bin nicht so unwissend, wie Du zu glauben scheinst. Er hat mir die Augen geöffnet. Was er an mir liebt, fand er nicht bei ihr; und was er an ihr liebte, konnte er bei mir nicht finden. Verstehst Du mich? Ich war und bin ihm die Liebere. Aber er hat auch sie gebraucht, die Temperament hatte und lagenähnliche Geschmeidigkeit und eine gewisse Drolerie: lauter Eigenschaften, die mir fehlen. Wir ergänzten einander und er hat sich wohl gefühlt zwischen uns. War es da nicht ihre Pflicht, ihn zu lieben und ihm zu leben, so wie ich ihn liebe und ihm lebe?“

Ich war starr.

„Der Mann ist — durch ihn weiß ichs — kein monogames Thier“ (ihr eigener Ausdruck, bitte zu beachten!) „und braucht Abwechslung“, fuhr sie fort. „Er liebt mich darum nicht weniger, weil er eine Andere begehrenswürdig findet, und es wäre thörichte Vermessenheit, an ewigen Naturgesetzen rütteln zu wollen. Im Gegentheil: ich war ihr dankbar, daß er bei ihr fand, was er bei mir vermißte. Und es war so bequem: wir hatten sie im Hause. Sie war nicht anspruchsvoll. Wir waren ihre Wohlthäter und sie uns dankbar. Wir nahmen wenigstens an, daß sie uns dankbar sei, . . . haben uns aber getäuscht. Heimlich auf und davon mit einem Komödianten! Eine, die seine Liebe genoß! Hast Du Worte?“

„Nein“, sagte ich. Aber mühsam wars, dieses Nein herauszupressen, ohne zu lachen. Es war in der That unerhörte Undankbarkeit von dieser Kleinen, ein so holdes Weib zu verlassen. Das Rebweibchen des großen Mannes sein

zu dürfen: man denke! Und ein Mansardenstäbchen zu bewohnen, abgelegte Kleider der Gnädigen zu tragen, sogar satt zu essen zu bekommen! Und alles Das wegzumwerfen eines Komoebianten wegen, der sie — eine Kleinigkeit — nach ihrer Affaire mit dem großen Manne heirathen wollte!

„Wir waren so glücklich“, sprach meine Cousine weiter, „und nun ist unser Glück dahin, unsere Ehe gestört. Er trägt es mit Würde, wie es sich für ihn ziemt, ohne zu klagen. Aber ich sehe ja, wie er sich härt. Und vermag ihn nicht zu trösten. Sag mir, was ich thun soll. Denn ich selbst weiß mir nicht zu helfen.“

Auch ich wußte es nicht und sagte ihr Das. Und so verließ ich die Trauernde.

Aber das Schlimmste und Dummste hatte sie mir verschwiegen. Sie und ihr großer Mann waren das Stadtgespräch geworden und ihre sonderbare Geschichte im Mund aller Leute. Alma hatte in ihrer sittlichen Entrüstung für gut befunden, dem Schauspieler in anonymen Briefen Alles zu sagen und ihn vor der undankbaren Kleinen zu warnen. Der Schauspieler hatte ohne viel Kopfschmerzen herausbekommen, von wem diese niedlichen Briefe herstammten, und war, eine Erklärung heischend, vor den großen Mann hingetreten. Und das Ende der Sache waren zwei gewaltige Ohrfeigen, die der Schauspieler dem großen Mann auf der Straße, vor der Universität und im Angesicht vieler Zeugen, verabfolgte. Der große Mann, der selbstverständlich ein Gegner des Zweikampfes ist, steckte die Ohrfeigen mit olympischer Würde und Gelassenheit ein. Doch seine Kollegen saßen das Ganze weniger gelassen auf. Die Vorträge für Frauen mußten abgebrochen werden und alle ihm anhänglich gewesenen Weibchen schämten sich jetzt und leugneten, ihm jemals angehangen zu haben. Er sah sich gezwungen, ein Gesuch um Pensionirung aus Gesundheitsrückichten einzureichen, und sein Wunsch wurde prompt erfüllt. Nach diesem lächerlichen Skandal blieb ihm wohl nichts übrig, als die Stadt schleunig zu verlassen. Das that er.

Jetzt lebt er mit Alma irgendwo auf dem Lande und baut seinen Kohl. Ob er es am Ende doch erlernt hat, sich zum ‚monogamen Thier‘ umzubilden, ist mir unbekannt. Ich habe die Beiden nicht wiedergesehen, auch wenig über sie gehört. Sie sollen immer hübsche junge Mägde im Hause haben, jedoch ihre Mägde häufig wechseln. Das heißt: die Mädchen sollen niemals lange bleiben wollen. . . Es giebt also wohl noch undankbarere Menschen, als es die Kleine war. Und ich fürchte: Almas Ehe wird nie wieder so glücklich, wie sie einst gewesen, als man die Freundin mit ihrem Temperament, ihrer kapenähnlichen Geschmeidigkeit und ihrer Drolerie im Hause hatte. Na, . . . was sagen Sie zu der Geschichte? Ist Das ein Stoff, den Sie verwerthen können?“ Damit schloß mein Freund seine Erzählung und bat mich um eine zweite Cigarette.

Ich gab ihm auch die zweite Cigarette und sagte: „Versuchen kann mans ja. Warum denn nicht? Aber Eins ist mir längst schon klar geworden; nämlich: daß die wahrsten Geschichten gewöhnlich auch die unwahrscheinlichsten sind.“



Selbstanzeigen.

Fidus. Enthaltend über 200 Darstellungen nach Originalen von Fidus im Text, 27 ganzseitige Kunstblätter als Beilagen in Dreifarben-Lichtdruck, Lichtdruck und Chromo-Phototypie. J. C. C. Bruns, Minden. 30 Mark.

Ich glaube, daß ich mit meinem Buch ein in mancher guten Hinsicht einzigartiges geschaffen habe. Doch das Verdienst ist Fidus' Verdienst, den ich erkannte und den ich erfand als großen zusammenfassenden Geist, dessen Bedeutung weit über die Bedeutung des Malermeisters hinausgeht. Das wird Manchen wundern. Aber was man eben öffentlich von ihm zu sehen bekam, war nicht sein Eigentliches; eine einseitige, an Starrem nicht Gefallen findende Nachfrage brachte es an die Oberfläche und der Findex großer Symbole in der Kunst und vor Allem der Baukünstler Fidus kam nicht zum Wort. Es ist wohl das Wichtigste an meinem Buch, daß es mir möglich war, durch das Wort und durch zahlreiche unbekannte Bilderbeispiele nachdrücklich hinzuweisen auf den Kulturbringer Fidus. Weder nach dem Stoff noch nach meinem Temperament konnte ich da eine „objektive“ Schreibart anwenden, die meist nichts weiter ist als Seelendürre und Bekenntnißlosigkeit. Das Buch ist ein Bekenntniß für die Kunst, die Naturgefehltes enthüllen will, die priesterlich offenbart und als Macht in unserem Leben dazustehen strebt. Von diesem Standpunkt werthe ich Fidus und alle übrige Kunst; und ich zeichne ihn und Seinesgleichen als Führer aus der alten Kultur in die neue. Wo ich von Fidus' älterer Kunst und, zum Beispiel, seinem Aufenthalt bei Diefenbach redete, ergab sich schon Gelegenheit, Kulturaspekte zu bieten; in der zweiten Hälfte des Buches aber ließ sich vollends das Kunstwesen nicht mehr als isolirt vom Leben betrachten. In den Abschnitten „Charaktere“, „Das Kunstwerk der Zukunft“, „Der Künstler und seine Zeit“ sind — unter Berufung auf Fidus' künstlerisches Thun und Wollen — unser Leben, Kunst und Religion unter dem Gesichtswinkel ihrer Einheit gezeigt; da wird auf die Symptome gewiesen, die das Nahen einer neuen Kultur im Zeichen der Schönheit ankünden. Nicht allein die Fidusbilder in dem Buch und mit ihnen die Wappen „Naturkinder“ und „Länge“, die als erste im selben Verlag erschienen, sondern auch mein „kulturkämpferisches“ Wort kann als Prästein für unsere Mitwelt angesehen werden. Alle, die in der Kunst mehr sehen als ein Mittel zur Entfaltung von Techniken, werden in der Art der Aufnahme dieser Fiduswerke durch die Mitmenschen deren Werth oder Unwerth für eine neue nahende Kultur beurtheilen müssen. Nicht mir oder selbst Fidus glaube ich damit ein Wort des Lobes gesprochen zu haben, sondern einer heiligen Sache, der ich Kämpfer sein muß.

Friedrichshagen.

Wilhelm Spahr.

Die Schredenstage von Peking. Von Pierre Loti. Einzig berechtigte Uebersetzung. Heinrich Minden, Dresden. Preis 3,50 Mark.

Pierre Loti war als Adjutant des Admirals mit dem französischen Geschwader in China und schildert nun in Tagebuchform seine Eindrücke und Erlebnisse. Er zeigt uns eine Fülle merkwürdigster Bilder aus den Mysterien der chinesischen Welt: die streng verschlossenen Gemächer des schwachen Kaisers, die früher nie

der Fuß eines Europäers betrat, in ihrer unheimlichen Dästerkeit, die Lieblingsplätze der Kaiserin, die unschätzbaren Kostbarkeiten und Alterthümer der Pagoden, die entlegenen Kaisergräber der Ming-Dynastie und anderes Kennenwerthe. Besonders interessant ist Lotis Besuch bei Li-Hung-Tschang und ein Diner beim Feldmarschall Grafen Waldersee. Loti wurde in fernen Provinzen des chinesischen Reiches als „Mandarin der Literatur“ gefeiert und von den Vertretern der Landstädte mit großem Pomp empfangen. Sein Buch belehrt uns und ist doch stets amüsan; ich kann es mit gutem Gewissen empfehlen.

Dresden-Blasewitz.

Heinrich Winben.



Wie die Landordnung von Kiautschou entstand. Vom Admiralitätstath Dr. Schrameier. Berlin. J. Hartwig Nachf., Preis 50 Pf. („Soziale Streitfragen“. Heft XIV. Herausgeber A. Damaschke.)

Wenn Manches vergessen sein wird, was heute lärmend auf dem öffentlichen Markt als sozialpolitische Großthat gepriesen wird, dann wird man sich noch des zweiten Septembers 1898 erinnern, an dem die „Landordnung von Kiautschou“ proklamiert wurde. Was unsere Marineoffiziere, die die Verantwortung zu tragen hatten, drauhen in Ostasien geleistet haben, als sie den Wuth fanden, die in dieser Verordnung gezeichneten neuen Wege zu gehen, kann gar nicht hoch genug geschätzt werden. Und so seien denn auch an dieser Stelle die Namen Admiral von Diederichs und Dr. Schrameier mit erstem Dank genannt. Es handelt sich im Wesentlichen um die Frage der „Zuwachsteuer“. Der Werthzuwachs, den der Boden durch den Kulturfortschritt ohne die Arbeit des zufälligen Eigenthümers erhält, das unearned increment der Engländer, die „Zuwachsrente“ der deutschen Bodenreformer wird von der nationalökonomischen Wissenschaft heute fast ausnahmslos auch als das Eigenthum der Gesamtheit, die diesen Werthzuwachs allein bewirkt, anerkannt. Aber an die praktische Ausgestaltung dieses weittragenden Gedankens wagt man sich nicht heran. Nur die württembergische Regierung hat vor einem Jahr einen schüchternen Versuch damit gemacht, als es sich um die Entfestigung von Ulm handelte. Drauhen in Ostasien haben unsere Seeoffiziere nun als deutsches Recht proklamirt: Jedem das Seine! Dem Einzelnen das Produkt seiner Arbeit! Aber auch der Gesamtheit das Produkt ihrer Arbeit, die Werthsteigerung des Bodens! Tirpitz hatte den Wuth, dieses Vorgehen zu billigen und im Reichstag entschlossen zu vertreten. Der Erfolg kam überraschend schnell. Die Konservativen, das Centrum, die Nationalliberalen stimmten freudig zu. Eugen Richter, der auf diesem Gebiet sonst immer „Nein“ sagt, sagte so ungefähr, daß er hier beim besten Willen nichts zu tadeln finde und deshalb zustimme. Und auch der „Vorwärts“ brachte einen Artikel, in dem er die Grundsätze dieser Landordnung für „vernünftig“ erklärte. Selten waren in Deutschland die Parteien so einig. In dem Büchlein, das ich hier anzeige, erzählt nun ein Mann, der in erster Reihe mitgearbeitet hat, wie unsere Marineoffiziere in Ostasien zu der Bodenreform gekommen sind. Es ist ein Ehrenkapitel der Sozialpolitik und sei deshalb Allen empfohlen, die glauben, daß es gut wäre, wenn man auch im alten Vaterlande bald den Wuth zu Thaten fände, deren Schilderung solche „Ehrenkapitel“ liefern könnte. Adolf Damaschke.



Zwei Monopole.

Das Ding trägt seine Negation in sich selbst. Die Freiheit führt zur Knechtschaft; und aus der unbefchränkten Gewerbefreiheit mußte das Kartellwesen erwachsen. Neulich sahen wir den ersten Akt einer Komödie, deren handelnde Personen sich in erheiternder Weise mit dem Wesen und der Organisation des rheinisch-westfälischen Kohlenyndikates und seiner Anhängel beschräftigten. Mit völlig unzulänglichen Mitteln bemühte man sich um die Lösung eines schwierigen Problems; schon der Titel „Kartellenquete“ zeigte, daß man es bei dieser Veranstaltung mit einer Komödie zu thun habe. Mit einer Enquete hatte die Sache ungefähr eben so viel Ähnlichkeit wie eine Tragödie des Sophokles mit einem subermännischen Theaterstück. Man denke einen Augenblick an die parlamentarischen Enqueten, die in Amerika und England üblich sind, und vergleiche damit die zwanglose, mit knapper Noth in parlamentarischen Formen gehaltene Besprechung, deren Schauplatz das Reichsamt des Innern war. Die Bezeichnung Interessentensammlung, die ich irgendwo dafür gewählt fand, scheint mir zutreffend, denn die großen Kohlenmagnaten und ihre Patrone hatten die überwiegende Mehrheit und nur wenige so zu sagen unparteiisch Sachverständige saßen an dem grünen Tisch. Den süßlich säuselnden Schmoller kann man nicht dazu rechnen; merkwürdig, daß dieser Mann überhaupt zu solchen Veranstaltungen herangezogen wird, wo doch logische Schärfe, nicht aber historische Breite erforderlich ist. Er hat schon in der Börsenenquete-Kommission viel Unheil gestiftet; seine Furcht vor scharfen, bestimmten Definitionen hat zu der beklagenswerthen Unklarheit des Börsengesetzes wesentlich mit beigetragen; und seine Schüler, die nicht einmal des Meisters darstellende Nebekunst besitzen, wirken in allen Besetzen fabrizirenden Behörden schädlich. Deshalb beruft man als Vertreter der offiziellen Wissenschaft nicht Adolf Wagner? Der weiß präzise Fragen zu stellen, kennt die Praxis und ist in der lebendigen Gegenwart zu Hause. Allgemeines Schütteln des Kopfes aber empfing die Kathederrede, mit der Schmoller eine weitschweifige Debatte über die Prinzipien der Kartellorganisation einleitete und die den Kartelltyrannen die Möglichkeit bot, eben so weitschweifig auf Nebensachen einzugehen und die wichtigsten Punkte unberührt zu lassen. Die selben Herren, die dem Professor Schmoller ungemein rebselig antworteten, wurden sehr schweigsam, wenn der feilsinnige Abgeordnete Bothin oder der Sozialdemokrat Mollenbuhr fragte. Die Beiden waren eben die Einzigen, die wußten, worauf es ankam. Die ganze Sache war die reine Parodie auf eine ernsthafte Enquete. Das Hornberger Schießen war an Resultaten immerhin reicher.

Noch lustiger war die Nebenhandlung der Posse. Vormittags thaten die Herren aus Rheinland und Westfalen in der Wilhelmstraße, als seien sie reblich bewußt, über die Organisation des Kohlenyndikates der Mitwelt Aufklärung zu verschaffen; nachmittags aber arbeiteten sie in der Behrenstraße daran, diese Organisation von Grund aus zu ändern. Das rheinisch-westfälische Kohlenyndikat wird binnen Kurzem das Gewand ablegen, in dem es sich jetzt der Öffentlichkeit zeigt: die alte Aktiengesellschaft wird aufgelöst werden. Diese Nachricht kam überraschend. Man wußte, daß höchst eifrig hinter der Szene an der Verlängerung des Syndikates gearbeitet wurde, daß nur bis zum Ende des Jahres

1904 vereinbart ist; erst dann, glaubte man, würde das Ergebniß der geheimnißvollen Verhandlungen profanem Blick enthüllt werden. Doch im Rathe der Götter war es längst anders beschlossen. Schon am ersten Juli dieses Jahres wird das Kartell aufgelöst, auf völlig veränderter Basis natürlich aber sofort wiederhergestellt. Die verkehrliche Enquete-Kommission ist also an der Nase herumgeführt worden. Wichtiger ist aber die Thatsache, daß die beiden einzigen großen Outsiders sich unter das Kartelljoch gebeugt haben. Als das Kohlen Syndikat gegründet wurde, verhandelten die Grubenbesitzer noch selbst mit einander. Inzwischen ist die hohe Finanz die eigentliche Grubenherrin geworden und ihr Einfluß zeigt sich auch in den neuen Verhandlungen. Die Deutsche Bank hat Herr Daniel bearbeitet, die Handelsölgesellschaft und die Dresdener Bank haben gemeinsam Herrn Thyssen gut zugeredet. Resultat: Daniel und Thyssen widerstreben dem Kartellbetrieb nicht mehr. Die Nacht des neuen Kohlen Syndikates wird also unumschränkt sein. Zum ersten Mal giebt es im Rheinland wirklich ein Kohlenmonopol. Dem Kohlen Syndikat wird nachgerühmt, es habe die Preise solid und verständig festgesetzt; wer aber will beweisen, daß nicht gerade die Angst vor den beiden mächtigen Fischen, die dem Syndikat fern blieben, hier zum Guten gewirkt hat? Jetzt erst, da auch diese Angst beseitigt ist, wird man erkennen, ob die Mäßigung nicht erzwungen war. Mancher glaubt, Daniels und Thyssens Beitritt werde das Syndikat erst recht zur Vorsicht nöthigen, denn Beide seien vornehm und billig denkende Kaufleute. Mir scheint, auch darüber wird erst künftig ein begründetes Urtheil zu fällen sein; vielleicht hat man die Herren überschätzt, weil man in ihnen die gewichtigen Gegner des Syndikates sah. Sie haben ihre Kohle billiger geliefert als das Syndikat, aber gewiß nur, weil ihr Geschäftinteresse es ihnen empfahl. Und selbst wenn sie wider Erwarten aus anderem Holz geschnitten wären als ihre Kartellpartner, so sind sie jetzt doch nur Theilchen eines großen Ganzen, Einzelne, die stets majorisirt werden können. Hinter ihnen steht künftig die von ihnen mitgeschaffene Allgewalt des Monopols.

Auch auf anderem Gebiet droht uns ein Monopol, dessen Bedeutung noch viel weiter reichen würde. Josef Chamberlain, Englands größter Minister seit den Pitt, Fox und Beaconsfield, hat von den verwüsteten Fluren des Transvaal seinen Landsleuten ein wichtiges Geschenk mitgebracht: den Anfang des Greater Britain. In Bloemfontein ist eine Zollunion der verschiedenen afrikanischen Staaten beschlossen und unterzeichnet worden. Fortan werden englische Waaren mit Vorzugszöllen nach Südafrika eingeführt. Südafrika hat jetzt also Differentialzölle, — und die Beche wird unsere Industrie zu zahlen haben. Wo sind nun die herrlichen Hoffnungen, die an die wirtschaftliche Renaissance der Burenstaaten geknüpft wurden? Man muß sich mit der Thatsache abfinden, daß Südafrika englisches Industriegebiet wird. Und wir sehen da erst den Anfang; Chamberlain wird seinen alten Plan, England mit sämtlichen Kolonien zu einem einheitlichen Wirtschaftsgebiet zusammenzuschweißen, ganz sicher nicht aufgeben; und die Engländer werden mehr und mehr einsehen, daß es sich für sie um eine Lebensfrage handelt. Oft hat man Großbritannien mit einer Spinne verglichen, die ohne die Beine ihrer Kolonien hilflos ist, und man weiß, mit welcher Sorge die Briten, seit sie Nordamerika verloren haben, die Entwicklung

der Kolonien betrachten, denen völlige politische Unabhängigkeit verbürgt wurde, damit sie nicht etwa in üble Laune gegen das Mutterland gerietben. Der wirtschaftliche Nutzen der Kolonien ist eben unermeßlich; und gegen die Gefahr, einen Theil dieses Nutzens an andere Staaten abgeben zu müssen, will man sich rechtzeitig schützen. Amerika, Deutschland, Japan, Frankreich, Italien sogar gehen heute den Weg, den früher fast nur englische Händler gingen. Dauert diese Entwicklung fort, dann könnte der Union Jack eines Tages über Gebieten wehen, die wirtschaftlich mit dem Mutterland gar nichts mehr zu schaffen haben. Dagegen soll die gemeinsame Zollmauer Schutz bieten. Noch finden in manchen englischen Kolonien Chamberlains Pläne Widerstand; man fürchtet das englische Monopol, das schließlich unheilvoll werden könnte. Doch um den Schritt, den sein Lebensinteresse gebietet, zu erleichtern, wird England gern jede ernstlich gewünschte Konzession machen. Dann werden die Kolonien zustimmen und das Greater Britain wird der deutschen Industrie gesperrt sein.

Die gar nicht mehr abzuleugnende Wandlung der englischen Handelspolitik sollte zu denken geben. Englands ganze Zollgeschichte liefert einen geradezu zwingenden Beweis dafür, daß auf der Grundlage der kapitalistischen Wirtschaft das Problem „Schutz Zoll oder Freihandel“ nicht prinzipiell, nicht für alle Ewigkeit gelöst, sondern immer nur als eine Rhythmischesfrage behandelt werden kann. Als England sich für die Vorrathskammer Europas halten durfte, befahl es der Welt den Freihandel; jetzt, unter veränderten Umständen, wird es zum Schutz Zoll übergehen und sicher wird sein Beispiel auch diesmal wieder Nachfolge finden. Ob wir im Herzen Freihandel oder Schutz Zoll wünschen: wir stehen einfach vor einer gebieterischen Nothwendigkeit und können nur noch versuchen, das Uebel nicht allzu schädlich werden zu lassen. Wenns nach unseren Schutzöllnern geht, nimmt Deutschland den Fehbehandelschutz freudig auf, umgürtet sich mit einem dicken Zollpanzer und . . . richtet sich zu Grunde. Nur ein Weg bleibt uns: dem anglo-amerikanischen Wirtschaftsbund muß ein mitteleuropäischer Zollverband entgegentreten. Solcher Plan gilt heute noch als Utopie; und die Verschiedenheit der Interessen scheint wirklich ein unüberwindbares Hinderniß. Noch ungleichere Gejellen aber hat gemeinsame Noth oft schon gerint. Wer das Ziel sieht und für erstrebenswerth hält, muß gegen die Getreidezölle sein, denn sie schwächen die Leistungsfähigkeit der europäischen Industrie. Die Nahrungsmittel für die Menschen und die Rohmaterialien für die Industrie müssen zollfrei sein, wenn überhaupt endlich die Industrie ihre volle Leistungsfähigkeit entwickeln, billig produziren und einen kaufkräftigen inneren Markt finden soll. Die Eroberung dieses inneren Marktes, der dann nicht mehr durch nationale Grenzspähle verengt wäre, wird hoffentlich der nutzlos Kräfte vergehenden Exportraferrei ein Ende machen. Nicht zu unterschätzen ist auch, daß ein mitteleuropäischer Zollverband die Kartellnißwirtschaft beseitigen, bei zu hoch gestiegenen Preisen für einzelne Artikel die Zölle suspendiren und für Rohmaterialien dem Ausland Importprämien gewähren könnte. Plutus.



Speckchen.

Washington. Bahnhofshalle. Der Präsident reist gen Westen, um für seine Partei und Person als Meetingredner ein Weilschen zu agitiren. Er ist schon eingestiegen und plaudert mit Verwandten und Freunden. Da eilt ein schlanker junger Herr hastigen Schrittes herbei und klettert in den Wagen des Präsidenten. Der ruft: „Speckchen, was machen Sie denn hier? Kommen Sie etwa, um mich zu sehen? Das ist aber nett!“ Und Roosevelt bleibt hulbooll. „Wenn ich zurückkomme, wollen wir zusammen reiten. Wie stehts denn mit Ihren Pferden?“ „Die sind noch in Kalutta.“ „Dann müssen Sie meine reiten. Bitte, liebe Schwester, Sorge dafür, daß während meiner Abwesenheit meine und meiner Frau Pferde dem Baron zur Verfügung sind.“ „Besten Dank, Herr Präsident; bin nur bang, ob Ihr Pferd mich auch tragen kann.“ Gelächter; denn der Baron ist viel dünner als der Präsident. Das Zeichen zur Abfahrt. Roosevelt ruft: „Baron! Baron!“ Eilig naht der Gerufene. „Ich möchte Ihnen noch sagen, wie hoch ich Ihnen antreue, daß Sie gekommen sind, um von mir Abschied zu nehmen.“ Verbeugung. Der Zug rollt aus der Halle. Diese hübsche Geschichte stand im Daily Telegraph und im New York Herald; in fetten Lettern laß man darüber: President calls the baron „Speckie“; der Präsident nennt den Baron „Speckchen“. Der Baron ist Herr Speck von Sternburg, der in Washington den Deutschen Kaiser und das Deutsche Reich vertritt. Er war, im Ton nationalen Stolzes wurde es im Berliner Lokalanzeiger gemeldet, „der einzige Diplomat, der zur Verabschiedung auf dem Bahnhof erschien.“ Sicher auch der einzige, der den Gaul des Präsidenten besteigen darf. Die anderen Diplomaten, diese rückständigen Leute, bilden sich wahrscheinlich ein, nur der Gesandte eines Vasallenstaates habe auf dem Bahnhof anzutreten, um sich von dem Oberhaupt des Reiches zu verabschieden, bei dem er beglaubigt ist. Jetzt werden sie schön neidisch sein. Der Freiherr Speck von Sternburg aber hat nicht übertrieben, als er sagte, in Deutschland werde man staunen, wenn man ihn erst an der Arbeit sehe. Wir staunen schon lange; und sind einfach empört gegen die schändlichen Kritiker, die rietßen, den yankeestirten Gatten einer Amerikanerin nicht als Botschafter nach Washington zu schicken. Kann ein Botschafter in so kurzer Zeit mehr erreichen? Nein. Kommen die Vascelles, Szogyenyi, Osten-Sacken etwa auf den Bahnhof, wenn Wilhelm der Zweite nach Kopenhagen, Cadinen oder Rom reist? Nein. Werden sie vor versammeltem Kriegsvolk mit neckischen Kosennamen gerufen? Nein. Reiten Sie die Pferde des Kaisers? Nein. Muß das Ansehen einer Großmacht nicht ungewein zunehmen, wenn ihr Vertreter auf dem Bahnhof Honneur macht, Speckchen genannt wird und, während der höchste Repräsentant des Staates auf Reisen ist, einen hulbooll geliebten Gaul besteigen darf? Aber natürlich. Also möge man endlich merken, wie schmachhaft dieser amerikanische Speck ist. . . Die hübsche Geschichte, die im Lokalanzeiger als ein Triumph deutscher Staatsmannskunst gemeldet wurde, spielte sich am ersten April ab, am Geburtstag eines früher weit über Verdienst geschätzten Politikers, der behauptet hat, die Zeit des Nachlaufens, des Werbens um Liebe sei für Deutschland dahin. Hatte schauerlich antiquirte Ansichten. Hätte den Sternburger vielleicht rauh zurückgerufen und ihm unter vier Augen dann nicht allzu sanftmüthig gesagt, daß man mit solchen Exercitien zu Fuß und zu Pferde im Lande des über alle Europäervorstellung selbstbewußten Onkels Sam vielleicht für eine Operettengesellschaft, nicht aber für eine Großmacht wirken könne. Ein wahres Glück, daß der Mann sicher beigelegt ist und frische Kräfte sich seitdem frei regen dürfen.